Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 4 / Verlagsort Göttingen | April 1959 | Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Notwinter in Südostpreußen

Harter Winter schuf katastrophale Notlage — Das Ermland besonders betroffen

Aus Berichten der „Allensteiner Stimme" in Allenstein in Ostpreußen geht hervor, daß Ostpreußen noch nie in einer derart katastrophalen Notlage gewesen ist wie in diesem Winter. Die Lebensmittelversorgung ist im ostpreußischen Ermland zumindest ebenso zusammengebrochen wie der gesamte Verkehr. Besonders die Verbindungen der kleinen Orte hinüber zum Frischen Haff und am Frischen Haff selbst, sowie in der Gegend um Heilsberg herum waren immer wieder tagelang unterbrochen. Es mangelte besonders an Schneepflügen und an Arbeitskräften, die zur Aufrechterhaltung eines auch nur behelfsmäßigen Verkehrs hätten eingesetzt werden müssen.

Das vor kurzem erschienene polnische Statistische Jahrbuch gibt die Kopfzahl der Bevölkerung in Südostpreußen mit 1 055 000 Bewohnern an. 90 Prozent davon müssen zur Zeit „wahrhafte Hungerkuren" durchmachen. Zumindest insoweit, als sie deutsch-masurischer oder reindeutscher Herkunft sind. Die polnische Bevölkerung in diesem Gebiet leidet indes in etwa gleichem Umfang unter der Korruption ihrer eigenen Landsleute, für deren Unverstand und Gewissenlosigkeit dem Ganzen gegenüber einige Beispiele genannt sein sollen.

Im Interesse einer „staatlich gelenkten Dienststelle auf dem Gebiet der Planwirtschaft" kaufte ein Allensteiner Konsortium in Warschau für rund 5,5 Millionen Zloty Pelze und Pelzwaren auf, um sie von Allenstein aus dem „Konsum zuzuführen". Bis auf wenige Einzelstücke sitzt die Firma seit Monaten auf ihrer Ware fest und geht mit ihr dem Konkurs entgegen. Sie hätte sich indes sagen müssen, daß von einer völlig verarmten Bevölkerung, wie man ihr in der Woiwodschaftsstadt auf Schritt und Tritt begegnen kann, nicht zu erwarten ist, daß sie für Millionen Zloty Pelze kaufen kann.

Außer einer Reihe weiterer ähnlicher Fehlinvestierungen von Staats- wie auch von Privatgeldern klagt man in Allenstein immer mehr und mehr über das Überhandnehmen der Untaten polnischer Halbstarker, die tagsüber und nachts ihr Unwesen treiben. Es werden Kinos geplündert und die Geschäftskassen beraubt. Groß angelegte Bestechungsaffären lösen einander ab. Man plündert selbst die wenigen Telefonzellen der Stadt immer wieder systematisch aus und zählt die wöchentlichen Überfälle auf harmlose Passanten nicht an den Fingern beider Hände.

Auch die ärztliche Betreuung ist völlig unzureichend. Im gesamten polnisch verwalteten Gebiet gibt es zur Zeit wenig mehr als 380 Ärzte und etwa die gleiche Anzahl sogenannter Feldschere, die ohne Absolvierung eines medizinischen Studiums ärztlich tätig sein dürfen. Daß diese Zahl bei weitem nicht ausreichend ist, versteht sich gerade dann, wenn man andererseits erfährt, daß die Hygiene u. a. sonderlich in den Schulen der Wojwodschaft trotz Winter und Frost völlig unzureichend ist. Die Krankenhäuser sind ständig überfüllt; es fehlt noch immer an Medikamenten und an der Betreuung älterer Menschen.

Eisenbahnlinien stillgelegt

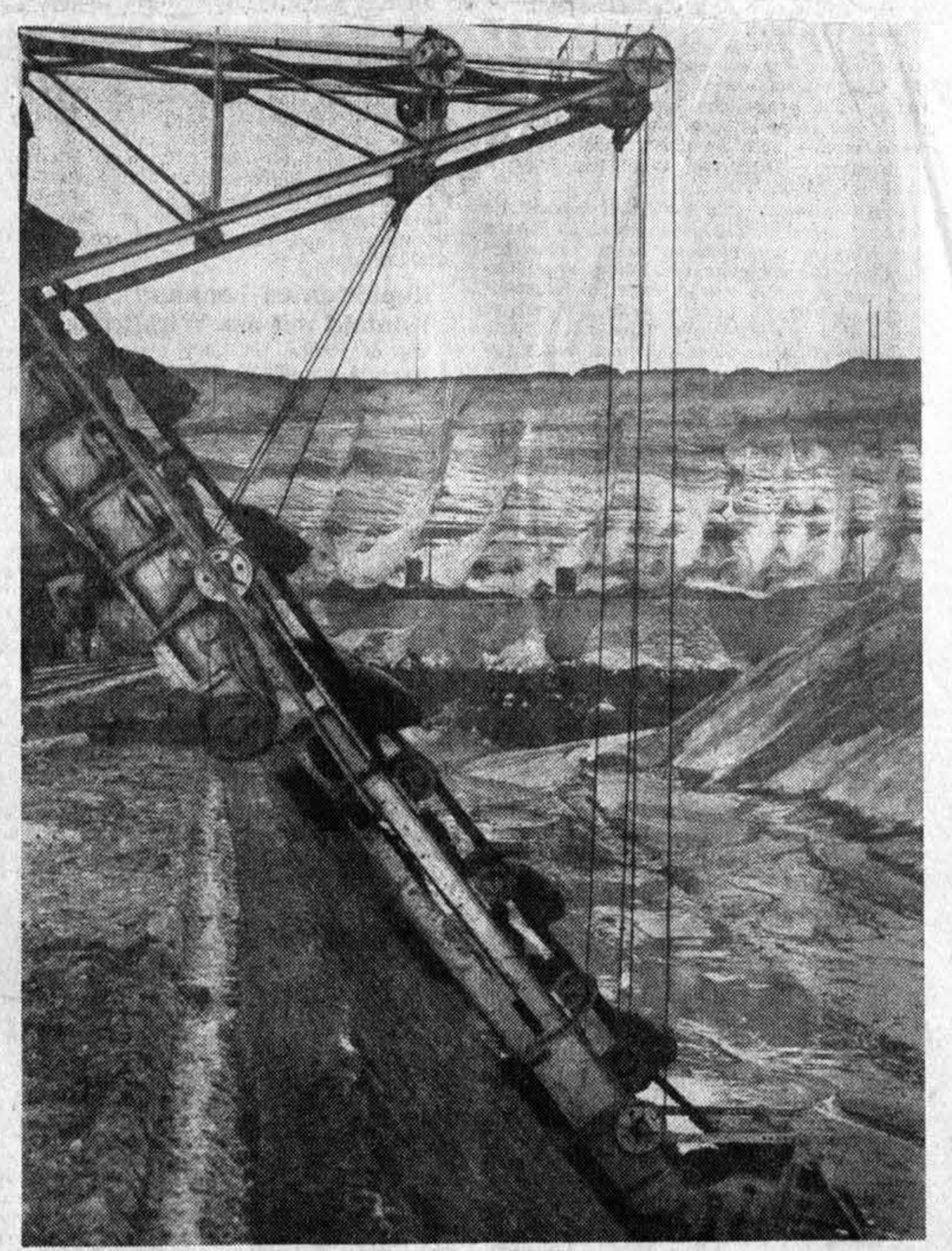
Aus einem Bericht der in Allenstein erscheinenden polnischen Zeitung „Glos Olsztynski" geht hervor, daß in dem südlichen Teil Ostpreußens, der seit 1945 unter polnischer Verwaltung steht, noch immer rund 550 km Eisenbahnlinien stillgelegt sind. Unter anderem handelt es sich nach dem Bericht um die folgenden Strecken: Lötzen-Fischborn über Arys und Johannisburg; Rastenburg—Schlobitten über Rössel, Heilsberg und Wormditt; Wormditt—Mohrungen über Liebstadt; Angerburg—Goldap. Es ist geplant, diese Strecken bis 1975, also innerhalb von sechzehn Jahren wiederaufzubauen.

„An Danzig und Königsberg denken!"

Der Londoner „Daily Telegraph" begrüßt es in seiner Rubrik „Der Weg der Welt", daß auf der Autobahn in der Nähe der Zonengrenze Wegweiser stehen, auf denen die Entfernungen nach Danzig und Königsberg angegeben sind. In Erwiderung auf eine östliche Kritik an diesen Wegweisern, an der sich auch ein britisches Wochenblatt beteiligt hatte, schreibt die britische Zeitung, die Wegweiser seien nun einmal vorhanden, und es stehe zu hoffen, daß sie auch dort verbleiben; denn „diese Wegweiser erinnern uns in schlichter Weise daran, ein Ziel beständig im Auge zu behalten, indem wir unablässig darauf hoffen und dafür arbeiten sollen, es schließlich unter veränderten Verhältnissen zu erreichen", obwohl es „gegenwärtig nicht in der Karte liegen dürfte". Wenn man Eroberungen stillschweigend hinnehme, werde dies sich allgemein demoralisierend auswirken, heißt es hierzu in dem kurzen Kommentar weiterhin, der zugleich auf die allgemeine Lage in Ostmitteleuropa hinweist.

Bereits kürzlich hatte sich der „Daily Telegraph" mit der Oder-Neiße-Frage befaßt und in Erwiderung auf Ausführungen von Lord Osborne bemerkt:

„Was Polen zukommt, ist nicht das Land anderer Völker, sondern die Unabhängigkeit, Freiheit und Würde, auf die es ein Anrecht hat."



Palmnicken Das Foto zeigt das Staatliche Bernsteinwerk. Im Tagebau, mittels riesiger Löffelbagger, wurde hier die blaue Erde geschürft und das wertvolle „Gold des Nordens" gewonnen. Die Bernsteinschicht ist durchschnittlich 40 Meter dick.

Foto: Löhrich

„Nicht endende Wanderungen"

„Die nicht endenden Wanderungen der Siedler auf der Suche nach dem ‚Besseren'", schreibt die in Allenstein erscheinende polnische Zeitung „Glos Olsztynski", wirkten sich „ungünstig auf die Prozesse der Integration und Stabilisierung" aus. Als Gründe für die große Fluktuation der Bevölkerung führt die Zeitung „die lauten Klagen" derjenigen an, „denen Kräfte und Energie fehlten, um sich zu rühren". Sie klagten darüber, „daß sie vom Schicksal vernachlässigt wurden, daß sie in X. (in Ostpreußen) leben müßten und nicht in Warschau oder Wilna". Man könne bei dieser Situation schwerlich von einem Wachsen neuer sozialer Bindungen sprechen, erklärt die polnische Zeitung.

Für das „Gefühl der Vorläufigkeit" sind auch Ausführungen bezeichnend, welche auf einer Allensteiner Konferenz der „Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei" gemacht wurden. Der Funktionär Tomaszewski wies in seinem Referat darauf hin, daß „viele Landwirte noch nicht damit angefangen" hätten, ihre Gehöfte auszubessern: „Einige verwenden hier erworbene Mittel für Investitionen in Wirtschaften, die sie in den zentralen Wojewodschaften zurückließen." Der Verkauf von Land verlaufe nur langsam. Zwar seien 4000 Anträge auf Ankauf von insgesamt 13 000 Hektar gestellt worden, „doch die Bankgeschäfte und Kaufformalitäten erfüllten erst 276 Erwerber von 1000 Hektar, davon die Hälfte in den Kreisen Nowe Miasto und Dziadowo". Bei diesen beiden Kreisen handelt es sich um Gebiete außerhalb der Provinz Ostpreußen; sie wurden erst nach 1945 zu der neu gebildeten „Wojewodschaft" Allenstein geschlagen. Wie aus diesem Referat, das „Glos Olsztynski" veröffentlichte, hervorgeht, sind in dem Staatlichen Landfonds Südostpreußens, der aus den lange Zeit nicht bewirtschafteten Ländereien gebildet wurde, fast 55 000 Hektar vorhanden.

Die Tendenz zur Landflucht bestehe weiter, stellt die in Posen erscheinende Zeitschrift „Tygodnik Zachodni" fest. Es sei ein Defizit an Arbeitskräften auf dem Lande entstanden. Da vornehmlich die jüngeren Jahrgänge abwanderten, verblieben nur ältere Leute in der Landwirtschaft, die nicht dieselbe Leistungskraft hätten. Am Beispiel zweier pommerscher Kreise in der „Wojewodschaft" Köslin weist der Verfasser die ungünstigen Auswirkungen der Landflucht nach. In diesen Kreisen sei der Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung von 68,8 Prozent auf 38,5 Prozent gesunken. Da sich in beiden Kreisen keine wesentliche Industrie befindet, bedeutet dies, daß die Abwanderungen sich über weite Entfernungen vollzogen. Ausdrücklich erklärt der Verfasser, daß diese Tendenz zur Landflucht anhalte, weshalb die Produktivität der Landwirtschaft absinke.

Rationalisierung des Wasserverbrauchs

In dem Parteiorgan „Glos Wybrzeza" wird der Beschluß des Nationalrats von Danzig kritisiert, der eine Beschränkung des Wasserverbrauchs für die Danziger Bevölkerung angeordnet hat. In dem Kommentar heißt es u. a.: „In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und 14 Jahre nach Beendigung des Krieges hat eine Stadt in Polen ihren Bewohnern den Verbrauch von Wasser über eine bestimmte Menge hinaus verboten. Dies bedeutet praktisch, daß die Bewohner der Stadt Hände und Gesicht nicht immer dann mit Wasser aus der Leitung waschen dürfen, wenn sie dazu die Notwendigkeit verspüren, und daß sie nicht öfter als einmal in zwei Wochen die Wäsche wechseln dürfen. Diese Stadt ist die Hafenmetropole Danzig!" Wie hierzu weiter ausgeführt wird, sei der große Wassermangel und der „katastrophale" Zustand des Leitungsnetzes in Danzig bekannt. Es sei jedoch gleichzeitig bekannt, daß niemand irgendwo in der Welt es wage, den Wasserverbrauch zu beschränken, weil eine solche Maßnahme ein Absinken der sanitären Verhältnisse und die Gefahr des Ausbruchs von Epidemien heraufbeschwöre.

Sie fürchten die Rache des Landes

Ein polnischer Bericht über die Bauernflucht aus Ostpreußen / „Verseuchtes Land“ durch eigene Schuld

„Die Landwirte unseres Kreises verlassen das Land - stop - In der nächsten Zeit werden noch sehr viele das Land verlassen.“ In diesem Telegramm faßt die parteiamtliche polnische Allensteiner Zeitung ‚Glos Olsztynski‘ die Situation im nördlichen Teil des polnisch besetzten Ostpreußen zusammen und bringt anschließend den Versuch eines Berichterstatters, die Hintergründe der katastrophalen Flucht der Bauern aus Ostpreußen aufzuhellen. Der polnische Berichterstatter muß zugeben, daß er dem Problem nicht beigekommen sei. In Pr.-Holland stellte er fest, daß zehn Bauern Antrag auf Verkleinerung der Anbaufläche gestellt haben und 20 das Land überhaupt verlassen wollen. Unter diesen befinden sich 13 sogenannte Repatrianten, d. h. Polen aus den Gebieten, die an die Sowjetunion gefallen sind.

Der Berichterstatter, der Ostpreußen in diesem Zusammenhang „das verpestete Land“ nennt, führt als charakteristisches Beispiel einen Bauern an, der Haus und Hof verließ, um nach Schlesien zur Grubenarbeit zu gehen. Er verließ, so berichtet der polnische Reporter, seine Landwirtschaft, weil er erkannte, daß sie ohne gründliche landwirtschaftliche Kenntnisse nicht zu führen sei. Als Hauptgrund wird weiter angeführt der völlige Verfall der Meliorationsanlagen. Aus Fürstenau, Neumark, Neumünsterberg und Ebersbach flüchten die neu angesiedelten Polen vor dem Wasser.

„Herr, was sollen wir hier noch länger? Die Not ist hier zum Winseln groß. Wissen Sie, wieviel man hier in den letzten Jahren geerntet hat? Nur ein paar Doppelzentner Korn und je einen Sack Kartoffeln . . .“ So berichtet einer der polnischen Siedler dem Zeitungsreporter.

Eine weitere Unterhaltung zwischen dem Journalisten und einem Dorfschulzen verlief folgendermaßen:

„Warum verfallen in diesem Dorf so viele Gebäude?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und warum reparieren Sie nicht Ihre Gebäude?“

„Wofür?“

„Man sagte mir, es könnte Ihnen nicht schlecht gehen, wenn Sie nicht soviel trinken würden, stimmt das?“

Lange Pause.

„Was werden Sie jetzt machen, Sie können doch nicht länger so wohnen?“

„Ich ziehe aus.“

„Dann verlassen Sie also Neumark?“

„Ja.“

„Und wo finden Sie neue Arbeit?“

„Auf dem Lande.“

„Wie denn?“

„Ich ziehe in den Kreis Rössel, ich habe dort eine neue Landwirtschaft mit Gebäuden gekauft.“

„Was haben Sie bezahlt?“

„5000.“

„Für alles zusammen?“

„Für alles zusammen.“

Der polnische Reporter bemerkt dazu:

Es will mir nicht in den Kopf, daß die Menschen, die ich verteidigen wollte, sich einfach auf ihre Fahrzeuge verfrachteten und mit ihrer Habe flüchteten, weil sie die Rache dieses Landes fürchteten, das sie selber zu einem verseuchten Land gemacht haben. Der Journalist ruft die Behörden an, alle diejenigen zu bestrafen, die dieses Land verwüstet hätten.

Diesen Ausführungen und Zusammenfassungen dieses polnischen Berichtes ist nichts hinzuzufügen.

„West-Institut“ untersucht Abwanderungsbewegungen

Den Umfang der Abwanderung polnischer Bevölkerungsgruppen aus dem ostbrandenburgischen Kreise Meseritz und die Ursachen für die Abwanderungsbewegung haben soziologische Untersuchungen zum Gegenstand, die von mehreren polnischen Wissenschaftlern in der „Wojewodschaft“ Grünberg — u. a. auch in Guben — durchgeführt worden sind. Auf einer Tagung in Grünberg, an der eine Gruppe von Wissenschaftlern des polnischen Westinstituts in Posen auf Einladung der örtlichen Behörden und des Grünberger Kulturzentrums teilnahm, wurde festgestellt, diese Forschungsarbeiten dienten dazu, den polnischen Behörden eine „bessere Lenkung der zahlreichen komplizierten Prozesse zu gestatten, die neben der Bevölkerungsbewegung auch Probleme rein wirtschaftlicher Natur betreffen“. Die Tagung sollte es den Teilnehmern ermöglichen, den derzeitigen Stand der Arbeiten kennenzulernen. Es wurde, wie die „Gazeta Zielonogorska“ hierzu berichtet, angeregt, weitere Forschungen über die „jüngste Vergangenheit der Wojewodschaft Grünberg“ zu veranstalten.

Kürzlich hatte die polnische Zeitschrift „Polityka“ verschiedene Maßnahmen gefordert, um die „drohende Erscheinung einer Flucht von landwirtschaftlichen Fachleuten aus der Arbeit in der Landwirtschaft zu verhindern“. Die „Polityka“ wies in diesem Zusammenhang auf den erheblichen Mangel an Fachkräften in der polnischen Landwirtschaft hin. Dieser Mangel werde dadurch verschärft, daß die vorhandenen Führungskräfte sich überwiegend in den Verwaltungsstellen und Institutionen in Warschau, in den Wojewodschafts-Hauptstädten und in den Kreisstädten befinden. Demgegenüber hätten rd. 66 v. H. der Leiter der Staatsgüter keine Fachausbildung aufzuweisen.

Unsere Heimat heute

Fehlbestände im Staatshandel

Eine Epidemie nennt die polnische Allensteiner Presse die Häufung der Fälle von Fehlbeständen und Fehlbeträgen im Staatshandel des polnisch verwalteten Ostpreußen. Allein in den staatlichen Lebensmittelgeschäften erreichte 1958 der Wert der Fehlbestände den Betrag von 115 000 Zloty.

Banden in Ostpreußen

Zahlreiche jugendliche Banden, die in den Nachtstunden Raubüberfälle, Plünderungen und Einbrüche begehen, werden gegenwärtig von der polnischen Polizei in Ostpreußen verfolgt. Nach polnischen Presseberichten ist die Tätigkeit krimineller Jugendlicher in letzter Zeit wieder aufgelebt, nachdem bereits im vergangenen Jahr Polizei-Sonderaktionen gegen sie eingeleitet worden waren.

Neue Tierschutzgebiete

Zwei Tierschutzgebiete in Elditten und Kulditten am Gilbingsee in Ostpreußen haben die polnischen Behörden des Regierungsbezirks Allenstein gebildet. Dort sind noch Biberkolonien erhalten. In den unter polnischer Verwaltung stehenden ostdeutschen Gebieten gibt es gegenwärtig insgesamt 14 Tierschutzgebiete.

Pfadfinder-Aktion in Ostpreußen

Im Hauptquartier der Polnischen Pfadfinderschaft (ZHP) werden gegenwärtig Pläne für „Betreuungs-Aktionen“ großen Stils ausgearbeitet, die demnächst „in unzulänglich erschlossenen Gebieten“, d. h. hauptsächlich in Pommern und in Ostpreußen, unternommen werden sollen. Man will sich dabei die Erfahrungen des Vorjahres zunutze machen, die von etwa 3000 Angehörigen der Pfadfinderschaft gesammelt wurden. Neben der „kulturellen Betreuung“ ist der Einsatz polnischer Pfadfindergruppen beim Straßenbau, bei der Markierung von Wegen, bei Entwässerungsarbeiten und bei der Restaurierung von Baudenkmälern vorgesehen.

Tumult um Blusen

Vor dem Staatlichen Kaufhaus in Allenstein kam es kürzlich zu Tumulten, bei denen die Schaufensterscheiben zertrümmert wurden. Der Grund lag in der plötzlichen Anlieferung von Damenblusen, die es seit langem nicht mehr zu kaufen gab. Die randalierende Kundschaft setzte sich aus kauflustigen Hausfrauen zusammen, die sich um den knappen Vorrat zu streiten begannen.

„Ägyptisches Traumbuch“

Ein „Ägyptisches Traumbuch“ benutzte eine Kurpfuscherin in Mohrungen als Grundlage ihrer medizinischen Praxis. Sie wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Keine Lust zum Baden

Die Stadtväter von Rastenburg lehnten ein Darlehen zur Errichtung einer öffentlichen Badeanstalt mit der Begründung ab, es würde ja doch keiner baden wollen,

Theaterfestspiel

In der Planung der polnischen Regierung, die eine Steigerung der „Attraktivität“ der deutschen Ostgebiete vorsieht, fällt auch das kürzlich bekanntgewordene Projekt, in den nördlichen Teilen der Gebiete ostwärts der Oder und Neiße Theaterfestspiele zu veranstalten. U. a. sollen solche Festspiele auch in Allenstein und Thorn stattfinden.

Medizinisches Ambulatorium

In Neidenburg in Ostpreußen wurde das erste medizinische Ambulatorium eingerichtet. Es wurde vom Evangelischen Hilfswerk in der Bundesrepublik finanziert und beschafft und in Verbindung mit der polnischen evangelischen Kirche eingerichtet.

Bunkeranlagen heute Lagerhaus

3000 Tonnen Heringe wurden in den Bunkeranlagen aus dem zweiten Weltkrieg bei Streitswalde (Ostpreußen) eingelagert.

Neuansiedlung in Nordostpreußen

20 000 Arbeitskräfte fehlen — Russische Siedler versuchen illegal abzuwandern

Für das Frühjahr und den Sommer 1959 bereiten die sowjetischen Behörden im Königsberger Gebiet eine neue Ansiedlungsaktion vor, berichtet das sowjetische Organ „Kaliningradskaja Prawda“.

Angesichts der internationalen Lage seien die Behörden im sowjetischen Verwaltungsteil Ostpreußens gezwungen, „mehr Menschen in unser Gebiet zu bringen, damit wir ständig wehrbereit — auch an dieser Stelle des Sowjetstaates — sind und eventuelle Angriffe abwehren können“.

Zum erstenmal gibt die „Kaliningradskaja Prawda“ offen zu, daß neuangesiedelte Russen den Versuch unternommen haben, ohne behördliche Genehmigung das Königsberger Gebiet, das nach wie vor nur mit Sondergenehmigungen betreten werden darf, „illegal“ zu verlassen. Das KP-Organ kündigte „scharfe Maßnahmen gegen diese Saboteure des sozialistischen Aufbaues“ an.

Das Blatt forderte die jetzigen Bewohner des Königsberger Gebietes auf, mit ihren in anderen sowjetischen Landesteilen ansässigen Verwandten und Bekannten in Verbindung zu treten und diese zu einer Übersiedlung in das Königsberger Gebiet zu veranlassen. „Jede fleißige Hand wird jetzt bei uns gebraucht, wenn wir die gesteckten Ziele im Jahre 1959 erreichen wollen, was fraglich erscheint, wenn wir uns nicht gemeinsam anstrengen“.

Die „Kaliningradskaja Prawda“ kritisiert in diesem Zusammenhang die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln und Gebrauchsgütern, die im Winter 1958/59 einen Tiefstand seit Kriegsende erreicht habe. Die Schuldigen seien jedoch bereits ermittelt und aus ihren Ämtern entfernt worden, sie erwarteten nunmehr eine „Bewährungsarbeit“ in Industriebetrieben und auf sowjetischen Kolchosen im Königsberger Gebiet.

Um den Plan für 1959 erfüllen zu können, fehlen im sowjetischen Verwaltungsteil Ostpreußens nach dem Bericht der „Kaliningradskaja Prawda“ gegenwärtig in der Industrie, Verwaltung und Landwirtschaft rund 20 000 Arbeitskräfte.

Repatrianten-Lenkung „ohne Kontakt mit der Wirklichkeit“

Von den 86 000 im Laufe des vergangenen Jahres aus der UdSSR nach „Volkspolen“ umgesiedelten Repatrianten wurden die meisten in die „Wojewodschaften“ Allenstein, Breslau und Köslin eingewiesen. In Briefen an die polnische Presse und in Gesprächen mit Rundfunkreportern beklagen sich viele Umsiedler bitter, daß man sie bei ihrer Einweisung in die neuen Wohnorte „entweder falsch informiert“ oder ihren Wünschen gar nicht Rechnung trägt. In einer Sendung des Polnischen Rundfunks wurde empfohlen, die „vielfach ohne Kontakt mit der Wirklichkeit“ durchgeführte Repatrianten-Lenkung in Zukunft besser zu organisieren, da man sonst Gefahr laufe, der ständigen Bevölkerungsbewegung auch in den nächsten Jahren nicht Herr zu werden.

35000 Umsiedler aus Südostpreußen

„Neue Programme“ sollen weitere Abwanderung verhindern

Rund 35 000 Deutsche aus dem polnischen Verwaltungsgebiet Ostpreußens, der jetzigen Wojewodschaft Allenstein, haben in den vergangenen drei Jahren ihre Heimat verlassen und sind in die Bundesrepublik umgesiedelt.

Nach einem Bericht des polnischen KP-Organs „Glos Olsztynski“ (Allensteiner Stimme) haben die polnischen Behörden in Ostpreußen der Warschaeur Regierung im Herbst 1958, wie erst jetzt bekannt wurde, dringend eine sofortige Einstellung der Massenaussiedlung von Deutschen aus dem Ermland und Masuren angeraten, da sich sonst „nachteilige politische und vor allem wirtschaftliche Folgen“ ergeben würden.

Das KP-Organ berichtet, daß nach Beendigung der Familienzusammenführung viele der in Ostpreußen verbliebenen Deutschen den Wunsch haben, in die Bundesrepublik umzusiedeln. „Die Bemühungen der zuständigen Dienststellen, durch neu Programme die einheimische Bevölkerung zum Bleiben zu bewegen, stoßen in der gesamten Allensteiner Wojewodschaft, insbesondere aber in Ermland und Masuren, noch immer auf Zurückhaltung und Ablehnung“, schreibt die Zeitung.

Das Blatt kündigt an, daß sich die Fachministerien der Warschauer Regierung und die polnische Regierungs-Sonderkommission für die Oder-Neiße-Gebiete in Kürze mit den Problemen der noch im polnischen Verwaltungsgebiet Ostpreußens ansässigen Deutschen beschäftigen werden.

Danzigs Schiffahrtsrinne noch immer versandet

Nach vorliegenden polnischen Berichten dürfte die Schiffahrtsrinne zum Danziger Hafen immer noch nur für Schiffe kleiner und mittlerer Größe passierbar sein. Bereits vor Jahren wurde darüber Klage geführt, daß dies vornehmlich an der Versandung der Schiffahrtsrinne in der sogen. „Biegung der Fünf Pfiffe“ liege. Diese Biegung sollte durchstochen werden. Hierzu heißt es nun, daß „die Realisierung der Investitionsaufgaben“ in den Jahren 1957 und 1958 „nicht sehr gut“ verlaufen sei. Als neuer Termin für die Fertigstellung einer vertieften Schiffahrtsrinne wurde nunmehr das Jahr 1960 genannt. Auch der Oliva-Kai, der im Jahre 1957 einzustürzen drohte, ist offenbar noch nicht völlig in Ordnung gebracht worden. Ausdrücklich heißt es in dem polnischen Bericht, daß „bis 1957 im Hafen nichts getan“ worden sei.

OSTPREUSSEN-WARTE

Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen

Schriftleitung: E Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag. Göttingen. Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger. Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe. Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung. Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. In Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

mbH. Göttingen. Maschmühlenweg 8/10

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt. Wolfenbüttel. Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft

PRESSESPIEGEL

Disengagement - für und wider

Auf die politische Phantasie kommt es an

„Lohnt es sich also, auf die Außenministerkonferenz zu gehen, wie Moskau sie sich vorstellt und deren Charakter es dem Westen doch mehr oder weniger aufzwingt? Man antwortet am besten mit der Gegenfrage, ob diese Konferenz schädlich wäre. Sie ist es nicht, wenn der Westen mehr zu sagen weiß als sein Nein zu einem Friedensvertrag mit den getrennten Stücken Deutschlands. Die westliche Studienkommission hat in Washington Berge von Gegenvorschläge gesichtet und hat daraus für ihre Regierung einen Fragebogen zugeschnitten. Ein weiteres Zögern bei der Formulierung genauer westlicher Gegenvorschläge könnte sich nun bald als schuldhaft erweisen.

Nur mit Gegenvorschlägen von heute, nicht mit Konzeptionen von vorgestern ist nämlich die Probe darauf zu machen, ob die Sowjetunion so viel vom Verhandeln hält, wie sie vorgibt. Das Festhalten am Grundsatz der Freiheit läßt sich durchaus mit politischer Phantasie vereinigen.“

Süddeutsche Zeitung, München

„Jetzt tritt abermals eine in die Zukunft wirkende Entscheidung an uns heran in Gestalt der Frage, ob die Politik der Bundesrepublik ohne Vorbehalte und ohne Hintertüren eingesetzt werden soll für Verhandlungen über eine militärische Entspannung in Mitteleuropa. Überall — nur in Bonn nicht — ist man sich darüber im klaren, daß dies gegenwärtig der einzige Weg ist, um zur Erhaltung des Friedens, einer Verständigung mit den Sowjets, einer tragbaren Regelung für Berlin und einer Vorbereitung der deutschen Wiedervereinigung beizutragen.

Gerade in diesen Tagen ist es erstaunlich, von wohlinformierter Seite aus Washington zu hören, welche Fortschritte das State Department auf dem Wege zu solcher Verhandlungsführung bereits gemacht hat und welche realen und konkreten Vorstellungen von Plänen, die für die Sowjets durchaus annehmbar sein dürften, man dort hat. Um so größer wäre die Illusion, wenn man in Bonn annehmen würde, man könnte sich dieser Entwicklung widersetzen. Nichts anderes würde damit erreicht, als eine Einigung zwischen Ost und West ohne Berücksichtigung des deutschen Standpunktes. Denn beide Seiten wollen keinen Krieg; wer sich aber heute gegen ein Disengagement stemmt, hat keine andere Alternative mehr.“

Neue Politik, Hamburg

„Es zeigt sich immer wieder, daß die Gegner des Disengagement-Gedankens nur darum so viel von den miliärischen Gefahren reden, die aus seiner Verwirklichung erwachsen könnten, um ihre wirklichen Motive um so besser verschweigen zu können. Diese Motive sind politischer Natur. Sie wollen unter keinen Umständen zugeben, daß die militärische Lage es heute erlauben würde, dem zentraleuropäischen Raum eine politisch bedingte Sonderbehandlung zuzugestehen, insbesondere nicht dem deutschen Raum. Ihr Rezept lautet: maßgebend sind die Interessen der Westmächte (die mit dem Abendland und Europa gleichgesetzt werden); soweit die spezifisch deutschen Interessen sich mit jenen decken: so weit so gut. Wo die deutschen Interessen über jene hinausragen, entsteht Gefahr (für die Interessen der Westmächte, gleich Abendland, gleich Europa). Darum muß die Bundesrepublik Deutschland (als derjenige Teil Deutschlands, der allein zur Verfügung steht) unabdingbar und so fest an den Block der Westmächte gekettet bleiben, daß die Interessenidentität restlos gewahrt bleibt. Ein militärischer Sonderstatus für den deutschen (und angrenzenden polnisch-tschechischen) Raum enthielte aber in sich die Anerkennung, daß die deutschen Interessen nicht ganz identisch sind mit denjenigen der Westmächte. Überdies würde mit der Schaffung eines militärischen Sonderstatus für die beiden Teile Deutschlands auch erstmals seit Kriegsende wieder eine Gemeinsamkeit dieser beiden Staatenhälften unter sich, und zwar gegenüber den Siegermächten geschaffen.“

Die Tat, Zürich

„Wenn es einen Zeitpunkt gibt, in dem der Druck der Sowjets zum Vorteil des Westens ausgenutzt werden kann, dann ist er jetzt gekommen. Aber dies bedeutet, daß Risiken eingegangen werden müssen, und diese Risiken setzen einige Leute auf unserer Seite in Furcht.

Sie können bedeuten, daß Truppen und Flugzeuge weiter von der Grenze (zwischen Ost- und Westdeutschland) zurückgezogen werden müssen, und einige Militärs lieben das nicht. Sie können bedeuten, daß die Sowjetzonenregierung anerkannt werden muß, und wenige informierte Leute in Westdeutschland haben dafür sehr viel übrig. Sie können schließlich einen Versuch bedeuten, die sozialen Systeme Ost- und Westdeutschlands einander anzugleichen, und nicht alle Demokraten in Westdeutschland sind sicher, daß ihr System das überstehen kann.

Sie können in einem späteren Stadium das Risiko mit sich bringen, daß die Amerikaner Europa verlassen, und niemand im Westen denkt daran gern. Aber es gibt auch entsprechende Vorteile, die schwerer wiegen können. Unsere Hauptstützpunkte und Anlagen in Deutschland liegen weiter zurück als die sowjetischen, und im ersten Stadium eines ‚Ausdünnens‘ sollten wir mehr gewinnen als die Sowjets.

Oder denken wir an ein späteres Stadium — das von Macmillan noch nicht in Betracht gezogen ist —, wenn die westlichen Truppen aus ganz Deutschland evakuiert werden und die Amerikaner nach Hause gehen oder sich auf ihre britischen Stützpunkte zurückziehen könnten. In diesem Stadium müßten die Sowjets auch aus Ostdeutschland und Polen verschwinden.“

Manchester Guardian

BROMBERG / Der Marktplatz Westpreußens

Sein Wohlstand stand auf Pferdehufen — Polen und Deutsche einst gute Nachbarn

Nicht immer vermag die große Industrie das Gesicht ihrer Landschaft, ihrer Städte und ihrer Menschen zu bestimmen. Bromberg besaß einst lange Zeit die größten Zuckerfabriken Preußens. Und doch hat man industrielle Züge stets vergeblich in der alten Marktstadt an der Mündung der Brahe in die Weichsel gesucht. Obwohl eigentlich eine deutsche Gründung und durch viele Jahrhunderte nahezu rein deutsch besiedelt, kam die heute fast 150 000 Einwohner zählende Stadt erst im Verlauf der verschiedenen polnischen Teilungen 1772 an Preußen. Die großen alten Speicher, meist der Furie des letzten Krieges zum Opfer gefallen, und die spätgotischen Kirchen stammen aus älteren Tagen, als sich Zaren und polnische Könige um den wichtigen Handelsplatz stritten.

Damals hieß die Losung Brombergs auch noch nicht Zucker, sondern Korn und Pferde. Die Bromberger Pferdehändler hatten im ganzen Osten einen Ruf, der sich wesentlich von dem unterscheidet, was man seit langem mit den abschätzigen Wortspielen um Pferdehändler abtut. Obwohl es die Kraffts und Bergens und wie sie alle hießen, oft mit recht unkultivierten Strelnizen, Bojaren und anderen halbasiatischen Adeligen des ganzen Ostraums als Käufer und Verkäufer zu tun hatten, obwohl ihre Geschäftsritte sie bis hin nach Kiew, Tula, Moskau und sogar bis Kasan führten, hielten sie sehr auf ihre Rechtlichkeit, und manche Anekdote ist überliefert, die aus dem Munde eines Michael Kohlhaas geflossen sein könnte.

Die Industrie war „süß"

Überhaupt ist die Verwandtschaft zu den Märkern und den Menschen in den Brüchen der Oder entlang sehr viel näher als zu den namensnahen Ostpreußen. So setzten denn auch die Preußen unter Friedrich dem Großen nach dem Erwerb Brombergs ganz planmäßig die Ödlandgewinnungsarbeiten jenseits der alten Grenze fort und verwandelten den Netzebruch, der einige Jahre zuvor noch nicht einmal als Pferdeweide getaugt haben soll, in fruchtbares Neuland. Es bedurfte dann nur noch der Entdeckung der Zuckergewinnung aus der Zuckerrübe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und der große Korn- und Pferdemarkt Bromberg wurde zur Stadt des Zuckers, in der im Herbst geduldig stundenlang zahllose Gespanne mit Rübenladungen vor den Toren der großen Zuckerfabriken standen.

Zwei Menschenalter später besann man sich auf den Waldreichtum nördlich und südlich der Brüche und schon gesellten sich Sägewerke und Möbelfabriken zu der Zuckerindustrie. Betriebsame kleinere Werkstätten der Metallbranche, die vornehmlich die westpreußische Landwirtschaft mit Geräten und Maschinen belieferten, und einige chemische Betriebe kamen noch hinzu Die polnische Bevölkerung, häufig viel mehr dem kaschubisch-pruzzischen Restvolk zuzurechnen als den eigentlichen Großpolen, lebte in untergeordneten Positionen, aber sehr einträchtig mit den deutschen Kaufleuten, Fabrikherren, Landwirten und Vorarbeitern. Viele Bromberger Slaven vertauschten vor dem ersten Weltkrieg ihre minderbezahlten Plätze in der jungen und kleinen Industrie mit guten Positionen im Ruhrrevier und — mancher bekannte Fußballstar mit polnisch klingendem Namen aus einem westdeutschen Verein stammt noch in der Elterngeneration aus Bromberg.

Bromberg erhielt nach dem Versailler Vertrag den schier unaussprechlichen Namen Bydgoszcz. Durch freiwillige und unfreiwillige Aussiedlungen verringerte sich der deutsche Bevölkerungsanteil der gerade jetzt erst lebenskräftigen Stadt auf starke zehn Prozent. Zu Beginn des zweiten Weltkrieges war Bromberg blutiger Schauplatz der Greuel entmenschter Rachefanatiker, deren Ausmaß allerdings nicht so groß war, wie es Goebbels in schrillem Geschrei kolportieren ließ.

Neben den Renommierstädten Danzig, Gotenhafen, Posen und Litzmannstadt fand das wieder deutsche Bromberg keine so rechte Gnade vor den braunen Herren. Die Schäden vom September 1939 waren auch kaum behoben, als die Front wieder näher kam und die Deutschen Brombergs unter den Dtonationen sowjetischer Granaten den Todesmarsch aus ihrer Heimat antreten mußten: In den Netze-Brüchen und den Tucheler Forsten blieben zahllose Flüchtlinge liegen. Vielleicht wurden sie später einmal ohne Kreuz und Gebet verscharrt.

Bromberg war herb, eine Zweckstadt preußischer Art, wenn auch erst spät zu Preußen gekommen. Sein Schicksal zwischen Deutschen und Slawen war hart und tragisch.



KÖNIGSBERG-KNEIPHOF-INSEL

„Nord-Ostpreußen ist als Touristenland uninteressant!" Mit dieser Begründung wurden Anfang 1958 alle skandinavischen Bemühungen abgeschnitten, die darauf zielten, skandinavische Reisegesellschaften nach Königsberg und auf die Kurische Nehrung zu entsenden. Die Verhandlung hierüber wurden mit der Moskauer Intourist-Zentrale geführt. Das negative Ergebnis enttäuschte, zumal die Sowjets schon seit Jahren den Besuch von Reval und Riga erlauben.

In Königsberg, heute Kaliningrad, bleibt das Tor mithin weiterhin versperrt. Hinter der sowjetischen Ablehnung steht offenbar die Tatsache, daß das nördliche Ostpreußen nach wie vor als „Sperrzone" gilt, die auch nach Süden, also zum polnischen Nachbarn hin hermetisch abgeriegelt ist. Sachkenner wollen daraus schließen, daß die ostpreußische Ostseeküste bis Memel mit Abschußbasen für Raketen mittlerer Reichweite ausgerüstet sei. An Hinweisen hierauf fehlt es seit Jahren nicht.

Für ganz so uninteressant, wie die offizielle Antwort es wahrhaben möchte, halten selbst die Russen die Stadt Königsberg nicht, an die unser Bild erinnert. Am Königsberger Dom (Turm Bildmitte) befindet sich das Grabmal Immanuel Kants. 1954 wurden die Kriegsschäden daran beseitigt. Es liegen sowjetische Pressenotizen vor, denen zufolge Kants Grabmal heute von zahllosen Sowjetbürgern aus allen Himmelsrichtungen voller Ehrfurcht besucht und bewundert werde.

Auch der Deutsche weiß, daß die bernsteinreiche Nordküste Ostpreußens, erst recht aber die Kurische Nehrung mit den Wanderdünen Schönheiten birgt, wie sie in Europa so leicht ein zweites Mal nicht aufzufinden sind.

Gdingen - Welthafen auf Befehl

Für Polen mehr als ein Hafen / Gdingens deutsche Zeit war kurz

Im Jahr 1920 gab die Warschauer Regierung den Befehl, Gdingen, das kleine Fischernest, mit einer aus Deutschen und Kaschuben etwa zu gleichen Teilen zusammengesetzten Bevölkerung von knapp 3000 Seelen, zum Haupt- und Kriegshafen der Republik Polen auszubauen. Die reizenden kleinen Fischerhäuser, die großen Netztrockenplätze, über die die schwermütigen Lieder der Matrosen und der Fischersfrauen erklangen, verschwanden in einem halben Jahrzehnt. Piers und Molen wurden aus dem Boden gestampft. Die polnische Amerikalinie, deren Flaggschiff der jungen Stadt zu Ehren „Gdynia" hieß, baute ihr pompöses Verwaltungsgebäude. Große Kräne zierten die Skyline dieses jüngsten Hafens in Europa, Kohlenhalden wuchsen zum Himmel, Reserven für den Fall, daß die Kohlenbahn aus Oberschlesien nicht gleichmäßig die meist für Skandinavien deklarierten Schiffe versorgen konnte. Die polnische Kriegsmarine baute Kasernen und Depots.

Die eingesessene Bevölkerung blieb nur zum kleineren Teil in der schnell wachsenden neuen Seemetropole Polens.

Zu den Verbliebenen, die nun meist den Fischfang aufgaben und Beschäftigung in dem aufstrebenden Hafen fanden, gesellten sich einige tausend Deutsche aus anderen Teilen des Landes; Oberschlesier arbeiteten im Kohlenhafen, Posener in den Werften, Westpreußen als Schauerleute, Inspektoren und Ladeaufsichten. Als Anfang September 1939 die deutschen Truppen Gdynia eroberten, dürften von den 120 000 Einwohnern etwa 6000 bis 7000 Deutsche gewesen sein. Diese Zahl änderte sich sehr bald, als für „Gotenhafen" (Hitler klang „Gdingen" zu slawisch) ein Hafenprogramm ersten Ranges aufgestellt und ohne Rücksicht auf Kosten und Material auch durchgeführt wurde. Da Kiel und Wilhelmshafen, die Traditionshäfen der deutschen Flotte, zu feindnah lagen, wurde Gotenhafen der letzte Hauptkriegshafen des deutschen Reiches. Die in den Kämpfen des September 1939 gerissenen Gebäudelücken schlossen sich sehr schnell. Parteibauten, U-Bootbunker und Depots wurden aus dem Boden gestampft, hohe und höchste militärische Stäbe nahmen in den ehemals polnischen Verwaltungsgebäuden Quartier — bis das Blatt sich wendete. Als Fluchthafen für Hunderttausende von Deutschen aus Westpreußen und Posen, aus Ostpreußen und dem Memelland wurde Gotenhafen zum blutigen Symbol des Untergangs des deutschen Ostraums überhaupt. Zerfetzte Schiffsleiber vor dem Hafen und zerschossene Bauernwagen in den Straßen markierten das letzte deutsche Kapitel Gdingens, das Wochen später schwer zerstört wieder in russische und damit polnische Hände fiel.

Doch für Warschau war Gdynia längst ein Symbol. Gerade diese Stadt mußte, koste es, was es wolle, wieder aufgebaut werden. Und so geschah es. Zwei Dutzend deutsche Familien, vom Schicksal in diesen Winkel der Danziger Bucht verschlagen, sind heute unter fast 150 000 Bewohnern die letzten Vertreter des Volkes, das vor kaum 200 Jahren das Fischerdorf Gdingen zwischen Wald und Sand begründete. Der Name Gotenhafen verschwand von allen Landkarten, doch nicht aus dem Gedächtnis jener Menschen, die dort in den Straßenkämpfen oder auf der Flucht die furchtbarsten Stunden ihres Lebens verbrachten.

Abneigung gegen jetzige Wirklichkeit

Ermländer und Masuren unterscheiden sich vorteilhaft von polnischen Neusiedlern

Den Fehlschlag aller bisherigen Bemühungen, die in Ostpreußen verbliebene masurische und ermländische Bevölkerung mit den nach 1945 zugezogenen polnischen Neusiedlern aus Zentral- und Ostpolen zu verschmelzen, muß die in Allenstein erscheinende polnische Zeitung „Glos Olsztynski" eingestehen.

Auf Grund umfangreicher soziologischer Untersuchungen stellt die Zeitung fest, daß man in den betreffenden ostpreußischen Dörfern „eine ausnehmend starke Abneigung gegen die jetzige Wirklichkeit" antreffe, „eine ostentative Benutzung der deutschen Sprache".

Ferner gebe es „in keinem dieser Dörfer einen Menschen, der sich nicht früher oder später mit dem Gedanken getragen hat, Polen zu verlassen". Die polnische Propaganda behauptet, daß diese deutschen Staatsbürger tatsächlich „Autochthone" seien, also eine „bodenständige Bevölkerung polnischer Herkunft".

Demgegenüber muß „Glos Olsztynski" nunmehr berichten, daß sich die Ermländer und Masuren nicht nur durch ihre deutsche Sprache, sondern durch „eine ganze Reihe von Kulturmerkmalen" von den polnischen Neusiedlern unterscheiden, nämlich durch „Bekleidung oder Ernährung, soziale Haltung, moralische Werte, Art und Weise der Unterhaltung oder endlich durch den ganzen Lebensstil im Alltag".

Trotzdem glaubt die Zeitung allen „sehr pessimistischen Behauptungen zum Thema des Mangels an Stabilisierung" die Erwartung entgegenstellen zu können, daß zumindest in den Dörfern der anderen südostpreußischen Gebiete der Integrierungsprozeß fortschreiten werde.

Die alte Glocke von Nidden

In den Tagen des Zusammenbruchs 1945 stürmte litauischer Mob die evangelische Kirche in Nidden auf der Kurischen Nehrung und ließ die schwere Kirchenglocke vom Turm hinabstürzen. Aus der Kirche sollte ein Tanzboden gemacht werden. Nur der Zähigkeit der deutschen Fischer ist es zu verdanken, daß die Kirche heute wieder in einem schmucken Innengewande, mit gerichteten Fenstern zum Gottesdienst lädt und daß die Glocke wieder von ihrem alten Kirchturm die Gläubigen mahnt und ruft. Die Fischer hatten sich nach der Katastrophe wieder zusammengefunden, sie retteten zunächst die Glocke vor der Vernichtung, richteten die Kirche und führten Gottesdienste durch. Auch heute noch kommt zu den etwa 30 evangelischen Deutschen von Nidden nur selten der Pfarrer aus Prökuls. Trotzdem werden regelmäßig Gottesdienste abgehalten, die von einem von der Gemeinde gewählten Fischer durchgeführt werden.

„Wolfsschanze" wird Touristenzentrum

Auf dem Gelände des ehemaligen Führerhauptquartiers, der „Wolfschanze" bei Rastenburg in Ostpreußen, beginnen die polnischen Behörden in diesem Jahr mit dem Bau eines Touristenzentrums", das 1962 fertiggestellt sein soll.

Sorgenkind Sanssouci

Sanssouci, das Rokoko-Kleinod im Park von Potsdam, in dem der große Preußenkönig Friedrich Tage „ohne Sorgen" verbrachte (und das auch zu seinem Sterbeort wurde) macht den SED-Gewaltigen von Potsdam und Berlin große Sorgen. Nicht die Tatsache stört sie, daß das von Knobelsdorff erbaute Schlößchen vor den Toren des Mekkas aller Preußen die Katastrophentage des Jahres 1945 überlebt hat. Obwohl sie das Schloß und seine historische Bedeutung als einen ideologischen Fremdkörper empfinden müssen und sicher nichts dagegen hätten, wenn es in Trümmern läge und verrotte wie andere steinerne Merkmale des friederizianischen Preußens in Potsdam und Berlin.

Es sind die Fremdenführer, die der Parteileitung Kopfzerbrechen bereiten. Trotz aller Schulung will und will es ihnen nicht gelingen, auf der Parteilinie über die eindeutige geschichtliche Vergangenheit Sanssoucis und damit Potsdams hinwegzubalancieren, wenn sie den Touristen das Schloß, seine Entstehung und die Art seines Erbauers erläutern.

Ohne Zimperlichkeit, was jede Art von Beseitigung angeht, hätte es die SED eigentlich leicht, diesem offenbar staatsgefährdenden Umstand ein Ende zu machen, indem Sanssouci schlichtweg geschlossen wird. Doch die Einnahmen aus den Eintritts- und Führungsgebühren spielen im zuständigen Kapitel des Staats-Etats keine kleine Rolle. Denn wer aus Ost oder West, in das sonst sehr wesenlos gewordene dahindämmernde Potsdam verschlagen wird, der pilgert nach Sanssouci.

Das Offizielle Organ der SED, die „Berliner Zeitung", fordert daher wetternd, es müsse jetzt endlich 'mal durchgegriffen und vor allem „Form und Inhalt der Führungen durch Sanssouci" von Grund auf reformiert werden. Wie — darüber schwieg sich die Zeitung allerdings aus. Es blieb bei der Rüge allein. Kein Wunder Es gibt nun 'mal auf der Welt gewisse Dinge, denen man mit parteilichen Formulierungskunststückchen und Dialektik nicht beikommt. Besonders dann, wenn ein Genie sie geschaffen hat, dem Schönheit und Humanitas mehr waren als die Staatsmacht, die der Herr von Sanssouci nur als ein Mittel zum Wohl seines Volkes übte.

Unerfüllte Baupläne in Ostpreußen

In Parteikreisen, zum Teil auch in öffentlichen Versammlungen der „Wojewodschaftshauptstadt" Allenstein wurde „die viel zu langsame Entwicklung des Bauwesens" im südlichen, polnisch verwalteten Ostpreußen kritisiert. Abgesehen von der Nichterfüllung des Jahresplanes für 1958 wurden nicht einmal alle zur Verfügung gestellten Geldmittel und Regierungskredite ausgenutzt. Die verantwortlichen Funktionäre rechtfertigten die geringen Fortschritte erstens mit der Vielzahl der „nicht oder nur mangelhaft aufeinander abgestimmten Projekte", zweitens mit dem „chronischen Mangel an Facharbeitern" und drittens mit Erkrankungen und „Bummelantentum", die im vergangenen Jahre noch beträchtlich gegenüber 1957 angestiegen seien (2,1 Prozent).

Zu Gast bei Hauptmann

Aus Gerhart Hauptmanns Alterssitz „Haus Wiesenstein" in Agnetendorf im Riesengebirge ist ein Kinderheim geworden. Etwa 5000 Kinder waren, jeweils in Gruppen von 80 Buben und Mädchen, bisher schon Gäste in dem schloßartigen Anwesen. Die Einrichtung, die der Dichter hier zurückließ, als auch er gezwungen war, Schlesien zu verlassen, wird außerordentlich sorgsam behandelt; man ist sogar sehr zurückhaltend in der Installierung notwendiger technischer Anlagen gewesen. Allerdings geht die Pflege des Hauses als Erinnerungsstätte nicht so weit, daß etwa ein Schild oder eine Gedenktafel auf den früheren Besitzer Gerhart Hauptmann hinweisen würde.

Wir gratulieren!

Diamantene Hochzeit

Eheleute August und Therese Stadthaus aus Königsberg/Pr., Bärenstraße 4, am 2. April. Das Jubelpaar kam nach seiner Vertreibung zunächst nach Dänemark und lebt jetzt bei seinen Kindern in Californien.

Eheleute Carl Krohns und Wilhelmine, geb. Czesla aus Lötzen (bis zur Pensionierung des Jubilars lebte das Paar in Königsberg) am 27. Februar in Goslar, „Haus Abendfrieden".

Eheleute Wilhelm Abrameit und Anna, geb. Wittke, aus Angerapp am 24. März in Fallingbostel, Soltauer Straße 20.

Goldene Hochzeit

Eheleute Justus Küssner und Emma, geb. Schmidt, aus Reinsberg, Kreis Briesen/Westpr. am 9. März in Welplage. Reinsberg, das nach dem ersten Weltkrieg an Polen fiel, verließ das Paar und fand im Kreis Pyritz eine neue Heimat, die es dann nach dem zweiten Weltkrieg abermals verlassen mußte.

Eheleute Friedrich Wilhelm Schlieter und Selma, geb. Kilkowsky, aus Nebrau/Ostpr. am 29. Februar in Bassum.

Landwirt und Fischer Christoph Jurgan und Helene, geb. Pleikies, aus Skirwiet am 5. März in Nienstädt.

Eheleute Karl Raedel und Auguste, geb. Mohr, aus Fischhausen am 6. März in Tätendorf-Eppensen.

100. Geburtstag

Wilhelmine Stockmann, geb. Manzel aus Wittgen/Westpr., gebürtig aus Malischewo, Kreis Leipe/Westpr., am 21. März in Walle, Kreis Verden, wo sie mit ihrem Sohn und den Enkelkindern auf dem Hofe des Landwirts Meyer Nr. 10 ihren Lebensabend verbringt.

95. Geburtstag

Klara Klein, geb. Jockel, aus Perlsweide/Ostpr., am 27. Februar in Lehrte, An der Unterführung 5. Töchter, Enkel und Urenkel fanden sich zu ihrem Ehrentag ein.

93. Geburrtstag

Marie Schultz geb. Ramsay, aus Königsberg/Pr., am 29. März in Hannover-Linden, Windheimstraße 49, in voller geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit. Die Jubilarin ist eine eifrige Leserin unseres Heimatblattes und nimmt regen Anteil am Zeitgeschehen.

90. Geburtstag

Wwe. Martha Czygan aus Königsberg/Pr. am 8. März in Uelzen, Am Anger 5, im Kreise ihrer Kinder, Enkel und Urenkel.

81. Geburtstag

Martha Wulf aus Allenstein am 3. April in Berlin-Hermsdorf, Werderstraße 3.

75. Geburtstag

Oberstudiendirektor Karl Brösicke aus Allenstein am 18. April in Berlin-Lichterfelde-Ost, Wienroder Pfad 15.

April-Geburtstagskinder in Flensburg

Otto Epha aus Memel am 2. April 70 Jahre, jetzt wohnhaft Waldstraße 16. Karoline Hömke aus Kafken, Kreis Samland, am 3. April 84 Jahre, wohnhaft Voigtstraße 36. Johanna Neumann aus Königsberg am 3. April 92 Jahre, wohnhaft Mathildenstraße 6. Artur Liebe aus Antonswiese, Kreis Elchniederung, am 5. April 80 Jahre, wohnhaft Friesische Straße 79. Hans Beckmann aus Gilge am 7. April 75 Jahre, wohhaft Große Straße 30. Berta Müller aus Pillau am 11. April 87 Jahre, wohnhaft DRK-Heim. Sophie Brunslow aus Gerdauen am 12. April 83 Jahre, wohnhaft Flb.-Klues, Schulstraße 7. Emma Müller aus Ostpreußen am 12. April 70 Jahre, wohnhaft Holm 17. Ella Fröhlich aus Memel am 14. April 82 Jahr, wohnhaft Tilsiter Straße 25. Elise Latt aus Cranz am 18. April 85 Jahre, wohnhaft DRK-Heim. Franz Vanhöfen aus Landsberg/Ostpr., am 20. April 70 Jahre, wohnhaft Glücksburger Straße 181. Emilie Birth aus Braunsberg am 21. April 75 Jahre, wohnhaft Stuhrs-Allee 19. Franz Perrey aus Königsberg am 22. April 80 Jahre, wohnhaft Fruerlundlücke 9. Elisabeth Roddeck aus Cranz am 23. April 82 Jahre, wohnhaft DRK-Heim. Marie Sassor aus Freidorf, Kreis Neidenburg, am 23. April 88 Jahre, wohnhaft Husumer Straße 87. Luise Kuhnke aus Insterburg am 30. April 82 Jahre, wohnhaft Blücherstraße 15.

Das Heimatblatt der Ost- und Westpreußen, die „Ostpreußen-Warte", gratuliert allen Jubilaren von Herzen und wünscht recht viel Glück und auch weiter beste Gesundheit.

Namensänderungen zulässig

Bei Ausspracheschwierigkeiten slawischer Namen — Bund erließ Richtlinien

Nach dem letzten Weltkrieg ist eine große Zahl von deutschen Staats- oder Volksangehörigen aus dem Osten in das Bundesgebiet eingeströmt. Viele von ihnen haben ausländische, vor allem polnisch klingende Namen, die hierzulande nur mit großen Schwierigkeiten ausgesprochen oder geschrieben werden können. Für den Träger eines solchen Namens ist es naturgemäß eine große Belastung, wenn er bei Behörden oder im geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben immer wieder seinen Namen buchstabieren muß und trotzdem ständige W ortverstümmelungen in Kauf zu nehmen hat.

Das Bundesverwaltungsgericht hat nun in einer grundsätzlichen Entscheidung (VII C 142/57) eine Namensänderung für zulässig erklärt, wenn der betreffende Flüchtling bei seiner Eingliederung in das wirtschaftliche oder soziale Leben seiner neuen Heimat infolge seines ausländischen Namens nachweisbar wesentliche Schwierigkeiten hat.

Während in dem genannten Fall die unteren Instanzen den Antragsteller mit der Begründung abgewiesen hatten, die Schwierigkeiten, die sich durch die Führung seines polnischen Namens ergäben, seien auch nicht größer als beim Gebrauch zahlreicher deutscher Namen, betrachteten die Bundesverwaltungsrichter das Problem mehr unter dem Gesichtspunkt der Flüchtlingshilfe. Für die rasche Einordnung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen komme es trotz aller staatlichen Maßnahmen auf die Tatkraft des Einzelnen an. Man müsse daher alle Hindernisse amtlicher Art aus dem Weg räumen, die solchen Bemühungen im Wege stünden. Die Bundesregierung habe deshalb auch in den einschlägigen Richtlinien eine Namensänderung ausnahmsweise zugelassen, wenn die Aussprache oder Schreibweise eines Namens eine starke Behinderung für den im Existenzaufbau begriffenen Flüchtlinge darstelle.

Wirb auch Du
einen neuen Leser
für Dein Heimatblatt

Standesamtliche Urkunden aus der Zone

Heimatvertriebene, Umsiedler und Heimkehrer können standesamtliche Personenstandsurkunden nach folgendem Verfahren aus der SB-Zone beziehen: Antragsteller aus dem vorstehend erwähnten Personenkreis können im Bedarfsfalle die Urkunden bei dem für ihren Wohnsitz zuständigen Standesbeamten in Westdeutschland beantragen. Dieser Antrag wird in die SB-Zone an den dort zuständigen Standesbeamten weitergeleitet (Die Standesbeamten heißen dort „Beauftragte für das Personenstandswesen"). Die Ausstellung der Urkunde erfolgt dort kostenlos. Sie wird nun an den Standesbeamten in Westdeutschland gesandt, der dieselbe dem Antragsteller aushändigt und die Urkundengebühr einzieht. Die Gebühren bleiben diesem Amt. Im umgekehrten Falle ist es ebenso. Erfahrungsgemäß muß mit einer Bearbeitungsdauer von 2 bis 4 Wochen gerechnet werden.

Danzig erhält Theater

Danzig soll auch sein Stadttheater wieder erhalten, das im letzten Krieg bis auf die Umfassungsmauern zerstört wurde. Seit Jahren wird provisorisch in einem Gebäude gespielt, das auch nach polnischen Aussagen mehr einer Scheune als einer staatlichen Bühne ähnelt. Die Pläné zum Wiederaufbau des Schauspielhauses an dem Holzmarkt wurden schon 1952 eingereicht. Aber sie gelangten durch bürokratische Auseinandersetzungen zwischen Danzig und Warschau niemals zur Verwirklichung. Jetzt hat die Stadtverwaltung einen neuen Anlauf unternommen.

Auch die Einwohner Danzigs waren aktiv. Durch Aufrufe der örtlichen Presse angespornt, haben sie sich an die seit Jahren unangetastete Ruine herangewagt und mit dem Aufräumen begonnen. Der leitende Bauingenieur hofft, einem Warschauer Zeitungsbericht zufolge, daß nach den Aufräumungsarbeiten noch in diesem Jahre mit dem Wiederaufbau des Theaters selbst begonnen werden kann. Es soll nach den bisherigen Plänen 1965 fertiggestellt sein.

Schriftsteller und Schulmann

Dr. Otto Pietsch 85 Jahre

Am 27. März vollendete Dr. Otto Pietsch in Goslar, Wörthstraße, sein 85. Lebensjahr. Wer den alten Herrn vom Sehen kennt, hält ihn freilich höchstens für einen Siebziger. In Königsberg (Ostpreußen) im Jahre 1874 geboren, besuchte er dort das Gymnasium, studierte in seiner Heimatstadt, außerdem in Heidelberg und München und promovierte zum Dr. phil. an der Albertus-Universität in Königsberg. Anschließend war er längere Zeit als Erzieher und Hauslehrer im Baltikum tätig. Dann hatte er die Möglichkeit, fremde Länder zu bereisen. (Ganz Europa, Afrika, vord. Orient.) Als er ein literarisches Preisausschreiben gewonnen hatte, wurde er in die Lage versetzt, eine Reise nach Nordamerika unternehmen zu können, um sein Wissen und seine Sprachkenntnisse zu fördern. 1910 begann er mit der Schriftstellerei. Unter seinen Romanen und Novellen sind bekannt geworden: „Gewissen der Welt", „Bicox und Co.", „Netz des Luzifers" (auch ins Englische übersetzt). Längere Zeit war er in Heidelberg ansässig, siedelte dann nach Frankfurt an der Oder über, wo er ein eigenes Schülerheim leitete. Sein pädagogisches Talent und sein gründlicher Unterricht schafften ihm große Erfolge.

Im Jahre 1945 verlor er durch den Krieg sein Hab und Gut und siedelte mit seiner Familie nach Goslar über. Dr. Pietsch, der damals 70 Jahre alt war, gründete sich hier eine neue Existenz. Das ist das Besondere! Seine unermüdliche Schaffenskraft befähigte ihn dazu. Er gab privaten Sprachunterricht, den er noch heute durchführt. Es wurde bekannt, daß er ein guter Lehrer ist, und so fehlt es nie an Schülern. In der Volkshochschule ist er Dozent für die Fächer Englisch, Französisch, Italienisch. Nebenbei unterrichtete er zwei Jahre lang in der Fremdsprachenschule Zerhusen. Zur Zeit lehrt er auch aushilfsweise in der Christian-von-Dohm-Schule Französisch und Latein.

Dr. Pietsch ist ein Freund der Jugend. Viele seiner ehemaligen Schüler stehen mit ihm in Verbindung, und es wandert mancher Brief — auch über die Meere — zu ihm. Schicksalsschläge blieben ihm nicht erspart. Er aber, der durch Höhen und Tiefen des Lebens ging, bewahrte sich Heiterkeit des Herzens, die ihn zum Vorbild macht. Wer sich mit ihm unterhalten, von seinem großen Wissen erfahren und in seine gütigen Augen sehen darf, ist bereichert. Durch seine liebenswürdige Persönlichkeit verschaffte er sich viele Freunde in seiner neuen Heimat.

„Begegnung"

Im Januar erschien das erste Heft einer neuen und neuartigen Zweimonatsschrift unter dem Titel „Begegnung", hrgg. vom Bundesverband der Landsmannschaft Weichsel-Warthe. Die Zeitschrift, für die Peter Nasarski-Berlin verantwortlich zeichnet, hat es sich zur Aufgabe gestellt, eine Brücke zum polnischen Nachbarn zu schlagen, um die „ragenden Schuldtürme" auf beiden Seiten abzutragen und für die Zukunft Wege zu erschließen, auf denen eine Annäherung der Standpunkte und mehr noch eine praktische Zusammenarbeit mit unserem östlichen Nachbarvolk möglich ist. Der Bezugspreis für das Einzelheft beträgt DM 1,— zuzügl. Porto. Bestellungen sind an die Vertriebsstelle der Zeitschrift „Begegnung", Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 83/IV, zu richten.

SUCHDIENST

Achtung Königsberger!

Welcher Volkssturmmann war 1945 mit Otto Lange, Königsberg, Albertstraße 4, zusammen? Der Gesuchte war Kraftfahrer beim Volkssturm Schönbusch (Königsberg/Pr.). Wer weiß etwas über dessen rätselhaftes Verschwinden am Verteidigungstag? Meldungen erbeten an Karl Wiechert, (20b) Cramme über Wolfenbüttel, Im Winkel 8.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Was wir Euch heute aus unserer Bücherkiste herausgreifen, hat nichts seinesgleichen unter dem Jugendbuch-Angebot der letzten Jahre; das möchten wir schon einmal vorwegschicken. Es ist

DAS MÄRCHENBUCH VON HEUTE. Von Arnold Krieger. Studio Schaffen und Forschen, Darmstadt. Leinen-Schmuckeinband, mit zahlr. Farbtafeln von Heinz Schubert, 360 Seiten, DM 12,80.

Der Verfasser, Westpreuße von Geburt, legt hier 17 moderne Märchen vor, wie sie bislang noch nicht geschrieben worden sind: Märchen unserer Zeit — der Atomzeit, möchte man sagen. Und wie gute Märchen zu allen Zeiten sich nicht nur an ein bestimmtes jugendliches Lesealter richteten, so werden auch diese bei Kindern und Erwachsenen in gleicher Weise eine begeisterte Leserschaft finden. „Das Buch", schreibt Heinz Luckow im Heidelberger Tageblatt, „ist ohne Vorgang und Beispiel: die siebzehn Märchen, die hier mit Charme und sanfter Gewalt der Moral und der Gutherzigkeit dienlich sind, atmen Wirklichkeit, sprechen die Sprache des 20. Jahrhunderts. Ein Buch, in dem die Jugend sich selbst findet. Es ist schon eine Wonne!"

Was können wir diesem Bekenntnis zu Kriegers neuem Buch noch hinzufügen? Dies vielleicht: daß unser Atomzeitalter vielleicht mehr als jedes andere vorher einen neuen Märchenschatz braucht, der in der Sprache unserer Zeit, mit Bildern aus unserer Umwelt, mit Metaphern aus dem modernen technischen Lexikon und utopischen Visionen den Menschen in seinem Innersten zu treffen weiß. Arnold Krieger hat hier mit seinem „Märchenbuch von heute" den Grundstock gelegt. Treffsicher kommen seine Gesichte und Gleichnisse an, bestürzen — und lösen eine lange Gedankenkette aus. Sie machen nachdenklich und führen so zu uns selbst zurück. Und das ist der Sinn eines Märchens.

Ihr solltet Euch dieses Buch schenken lassen.

Wir greifen noch einmal in unsere Bücherkiste, um besonders unseren jungen Tierfreunden ein Buch zu empfehlen, auf dessen Titel Ihr vielleicht schon durch den gleichnamigen Walt-Disney-Film aufmerksam geworden seid:

SEIN FREUND JELLO. Von Fred Gipson. Deutsch von Adolf Himmel. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 160 Seiten mit 20 Illustrationen von Heiner Rotfuchs. Hln. DM 5,80.

Fred Gipson hat für dieses Hohelied der Freundschaft zwischen Mensch und Tier schlichte und gerade darum zu Herzen gehende Worte gefunden. Travis Coates, ein vierzehnjähriger Grenzerjunge in Texas um die Zeit, da es noch rauh und hart im ehemals so „Wilden Westen" zuging, und Jello, sein vierbeiniger Freund, von schäbiger Rasselosigkeit, aber beseelt von aufopfernder Treue bis zum Tode, stehen im Mittelpunkt einer Geschichte voller Kämpfe um Leib und Leben. Immer war es Jello, der erst mißachtete und dann so heißgeliebte Bastard, der sie für seinen Freund entschied. Seine letzte Tat, bevor dieses tapfere „Herz auf vier Pfoten" aus dem Leben schied: Jello hinterließ einen würdigen Nachfolger.

Und nun möchten wir Euch noch besonders auf den

ARBEITSBRIEF. Ausgabe 1/1959. Hrgg. von der Deutschen Jugend des Ostens, Bad Kissingen. 64 Seiten, DM 1,—

aufmerksam machen. Diese Ausgabe ist dem „Deutschen Orden und seiner Zeit" gewidmet. Ihr findet darin viel Lesestoff über die frühe Geschichte unserer Heimat, dazwischengestreut eine Reihe von Balladen, die ihre Stoffe aus jener Zeit beziehen, u. a. von Agnes Miegel, Agnes Harder, Felix Dahn, Emmanuel Geibel. Diese Zusammenstellung eignet sich besonders für die Gestaltung von Heimatabenden.

ULLRICH VON HUTTEN

In der Tat, wenn es einen gibt, der die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede tun dürfen, der möge zusehen, daß nicht jene so geknebelte und fast erwürgte Freiheit einmal zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wiederherstelle ... Also Mut! ... und ihr, denen des Vaterlandes Freiheit am Herzen liegt, die ihr Deutschlands Ehre erkennet und noch nicht ganz dem Aberglauben verfallen seid, leset, waget Aehnliches und lebet wohl!

*

Tut die Augen auf, ihr Deutschen, und sehet, wer es ist, der euch daheim beraubt, auswärts in üblen Ruf bringt und an allem Unglück, allem Mißstande bei euch die Schuld trägt!

Sommerfreizeit der Jugend

Liebe ostpreußische Mädchen und Jungen!

Zum dritten Male ruft Euch die Landsmannschaft Ostpreußen zu einer Sommerfreizeit!

Ihr fragt wo? Wir haben diesmal einen Platz gewählt, der Euch allen zusagen wird: Oerlinghausen. Der Ort liegt in der Nähe von Bielefeld inmitten des Teutoburger Waldes und ist von großen Wäldern umgeben.

Wir wollen uns in diesem Jahr in der zweiten Hälfte der Sommerferien zusammenfinden, wollen wandern, singen, lachen, von der Heimat hören, Lichtbilder und Filme sehen und natürlich auch tüchtig baden, doch vor allem „frische Luft" schnappen und uns ordentlich erholen.

Unser Dr. „Lups" — die Teilnehmer der letzten Freizeiten kennen ihn — wird wieder mit von „der Partie" sein. Es wird wundervoll werden!

Wer macht nun mit von Euch?

Die Sommerfreizeit wird am 18. Juli beginnen und vierzehn Tage dauern.

Die Kosten betragen für Mädchen und Jungen von 10—16 Jahren DM 40,—, für ältere DM 45,—

Es ist ein richtiges Zeltlager rund um das schöne Heim. Wer von den Mädchen im Hause wohnen will, kann es auch.

Und nun meldet Euch bis zum 10. Juli bei

Hans Herrmann, Herne/Westfalen, Ringstraße 47.

Je eher Ihr Euch anmeldet, desto besser!

Nach Eurer Meldung erhaltet Ihr genaueren Bescheid.

Die Lager sind für Mädchen und Jungen von 10—14 Jahren getrennt, nur für die älteren gemeinsam. Doch für alle auf einem Platz.

Die Leitung des Lagers wird in unseren Händen liegen.

Geringe Fahrtkostenzuschüsse können auf Antrag gewährt werden.

Und nun — rüstet Euch! Wir freuen uns jetzt schon auf unsere gemeinsame „Frei Zeit" und auf Euch.

Eure

Hans Herrmann, Edeltraut Kuschmierz
Landeswart Landeswartin
der ostpreußischen Jugend.



Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 4 — April 1959

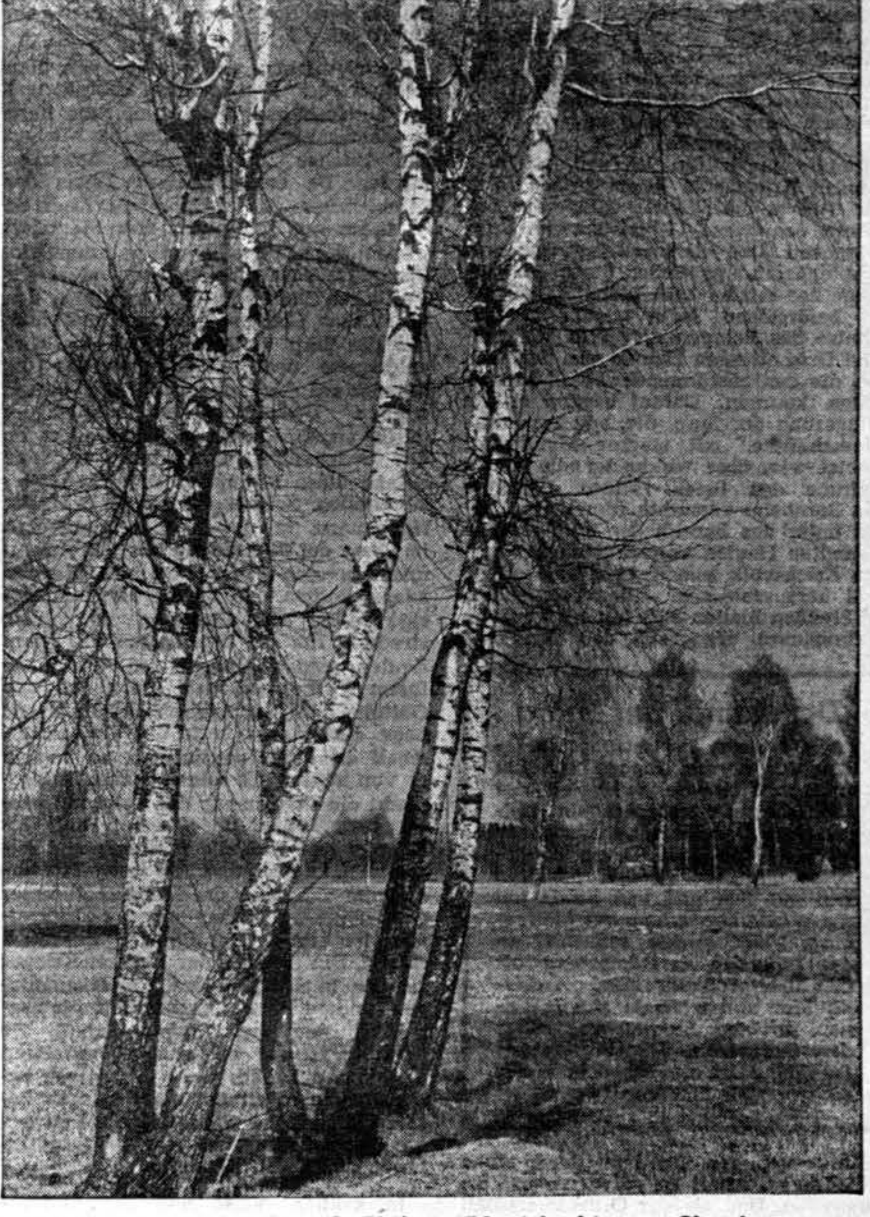
WÄLDER DER HEIMAT

Es gibt Wälder, die uns beglücken, und Wälder, die mit einer unsäglichen Trauer sich über uns stürzen. Du gehst in sie hinein wie in alle Wälder, aber mit dem ersten Schritt weißt du, daß sie dein Blut erfüllen werden mit der dunklen Traurigkeit von Totenzimmern. Hast du die Nächte des blauen Lichtes angetroffen, in denen ferne Gewitter hineinleuchten in die dunklen Gründe und blasse Signale aus Wolken brechen; dann magst du glauben, daß die Seele dieser Landschaft nach dir ruft. Es weint neben deinem Weg, wo das Wollgras weißlich schimmert am Rande des Moores. Es weint gleich einem verirrten Kind. Es weint nicht heraus, sondern in sich hinein. Du stehst und lauschst. Ja, wenn du ein Stein wärest, würdest du lauschen. Und dann gehst du dem Weinen nach. Die Stimme schweigt, und das blaue Licht tastet über deine Stirn, blendet, irrt ab, erlischt. Dann ruft es wieder, tiefer im Wald. Und erstirbt. Ein schwarzes Wasser glüht auf im blauen Licht. Nebel steht wie Rauch im Erlengrund, und leise zittert die Espe, der Judasbaum, im unsichtbaren Rauch.

Sie werden dir sagen, es sei eine Eule. Aber du glaubst es nicht. Hinter den Wäldern blickst du von den Hügeln zurück. Wie unendlich der Raum, wie verloren der Menschen Spur! Da sind Horizonte, die nichts haben als einen Baum, und du fühlst das Ungeheure seiner Bedeutung wie in deiner Heimat einen gotischen Dom. Mit einem Male verstehst du, was ein Haus ist, ein Herd, eines Menschen nahe Hand. Lange noch wendest du dich zurück, und in den Nächten unter fremdem Dach stehst du am Fenster und horchst hinaus, ob das Kind noch weine unter dem großen Mond. Du hast es nicht erlöst, und das Herz ist dir schwer wie bei jenem Lied, das sie in den Wäldern sangen: „Es dunkelt schon in der Heide ... nach Hause wollen wir gehn ..."

Es ist gut, daß deine Heimat einen Zauber wirft über alle, die einkehren bei ihr. Lange hat man nichts gewußt von ihr und das Reich der Macht und Schönheit war nicht bei ihr, sondern an der Donau oder am Rhein. Aber nun blickt man nach ihr, wie man nach den Toren blickt in ernster Zeit.

ERNST WIECHERT



Er ist's

von Eduard Mörike

Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte,
süße, wohlbekannte Düfte
streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
wollen balde kommen.
- Horch: von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!



Das Jahr 1239 war voll unruhiger Kriegsbewegung. Um die Schmach zu tilgen und den Verlust rächen, welchen die Ordensritter vor kurzem bei Balga erlitten, brach bald nachher fast die ganze Kriegsmacht des Ordens auf und das Frische Haff hinabfahrend umlagerte der Ordensmarschall Dieterich von Bernheim die feste Burg zu Wasser und zu Land. Das umherwohnende Volk aber, erschrocken durch die Wiederkunft der fremden Kriegsleute in so großer Zahl, war weit in die Wälder entwichen, den Rittern das ganze Gebiet um die Burg freigebend. Der Marschall indessen war nicht unbelehrt geblieben durch die Vorgänge der letzten Zeit; plötzlichen Überfall befürchtend, legte er überall zum Schutze des Belagerungsvolkes an paßliche Orte erlesene Haufen von Schützen aus, die den anstürmenden Feind zurückhalten konnten. Darauf begann er die Belagerung der Burg, die, wie man auskundschaftete, mit starker Mannschaft besetzt war, über welche der edle Preuße Kodrune den Befehl führte. Dieterich von Bernheim versuchte zuerst durch einen unter das Bereich der Burg vorausgesandten Haufen von Schützen das dortige Kriegsvolk zum Kampfe aufs offene Feld herauszulocken. Allein vergeblich; die Preußen hielten sich fest hinter ihren Wehrmauern, erwartend, daß der Feind näherkomme, um ihn dann durch einen plötzlichen Ausfall zu verwirren und zu zerstreuen. Und als der Ordensmarschall nun mit dem gesamten Kriegsvolk heranzog und Leitern und anderes Sturmgerät zum ernsten Angriff vor den Mauern zu ordnen begann, da öffnete sich schnell das Tor der Burg und ein starker Haufen rüstiger Wehrmänner stürmte zum Kampfe hervor, immer sich noch vermehrend durch neue Scharen, die aus der Burg den Ihrigen zu Hilfe eilten. Da aber der Sieg im blutigen Gewühl für die Ritter bald entschieden war und der Preußen immer mehr und mehr verwundet und erschlagen wurden, stürzten schnell die noch übrigen in die Burg zurück. Zwar folgten die Deutschen eiligst nach, um mit den Preußen zugleich das Burgtor zu gewinnen und es begann ein neuer Kampf, „da noch gar mancher feine Held fiel"; allein die Preußen retteten die Burg und verteidigten sie auch ferner noch mit männlichem Mute!

Die Besatzung aber stellte sich nun nicht wieder zum offenen Kampfe und der Ordensmarschall beschloß, die Burg so lange umlagert zu halten, bis Mangel und Hunger die Übergabe bewirken würden. Da erschien eines Tages der Befehlshaber der Mannschaft Kodrune im Lager der Ritter, mit dem Marschall wegen der Übergabe zu unterhandeln. Die ganze Besatzung soll, so lautete das Verlangen Dieterichs von Bernheim, den christlichen Glauben bekennen und dann frei die Burg verlassen. Kodrune aber entgegnete dem: „Lieber werden die Männer auf der Burg bis auf den letzten sterben." Doch ward der Befehlshaber durch manche lockende Versprechungen der Ordensritter dahin bewogen, den Seinen diese Bedingung ihrer Befreiung mitzuteilen. Solches geschah. Doch als der Hauptmann in die Burg zurückgekehrt, im Sinne der Überredung vor den Kriegsmännern das Wort vom Christentum ausgesprochen und dieses als das einzige Mittel der Errettung empfohlen, streckten ihn die Ergrimmten mit ihren Keulen nieder, ahnend den Verrat an ihrem Volke und den Frevel an den Göttern, den der Befehlshaber im Busen hege. Kaum aber hatte der Ordensmarschall diese Tat vernommen, so begann er von neuem mit seiner ganzen Kriegsmacht die Bestürmung der Burg, auf welcher zum Unheil der Preußen mit des Hauptmanns Tod alle Ordnung und Regel im Kampfe entwichen war. Bald erschöpfte sich auch die Mannschaft unter den Mühen des Widerstandes; endlich ermatteten alle Kräfte; die Burg wurde erstürmt. Die meisten der tapferen Krieger wurden in der Wut des Zornes erschlagen, andere in Gefangenschaft hinweggeführt, und der Ordensmarschall, die Wichtigkeit der Feste zur Gewinnung des ganzen Landes wohl erkennend, bemannte sie sofort mit einer starken Besatzung. Seitdem ward Balga ein Ritterhaus des Ordens und der Wohnort eines bedeutenden Konvents.

In solcher Weise war den Ordensrittern ein neuer, äußerst wichtiger Schritt gelungen. Balga bildete das Tor zum Eintritt in die nordöstlichen Landschaften und war für das Kriegsvolk der Ritter ein ebenso günstig gelegener, als fester und sicherer Haltpunkt, für ihre Kriegsweise aber und für ihr ferneres Streben ein um so glücklicherer Vorschub, da sie, mit ihren Schiffen das Frische Haff beherrschend, die Verbindung mit den gewonnenen westlichen Landschaften leicht unterhalten und das neu erkämpfte Standlager mit den nötigen Bedürfnissen immer hinlänglich versorgen konnten. Zugleich war in den Seelen der Ordensritter neues Vertrauen auf das Gelingen ihrer Sache erweckt und die Zuversicht, daß nun bald auch die ganze Landschaft Warmien in des Ordens Besitz sein werde, verstärkte sich noch durch den Umstand, daß es schien, als sei die wichtige Burg Balga von des Landes Bewohnern in sorglosester Leichtfertigkeit ihren Feinden zum Preise gegeben, als habe sich unter den Verscheuchten und Geflüchteten nicht einmal der Gedanke zur Rettung der vaterländischen Burg gezeigt und als sei nirgends eine Spur zu finden von einer gemeinsamen Verbindung unter den bedrohten Landschaften zur Erhaltung der urväterlichen Freiheit und zur Abwehr der allgemeinen Gefahr. Aber dem war nicht also. Die Ritter auf Balga ahnten nicht, welche Bewegung im Inneren des Landes vorging; denn als die Nachricht vom Verluste der wichtigen Landesfeste den Bewohnern Warmiens kund ward, verbreitete sich Schrecken und Bangigkeit durch die ganze Volksmenge. Alles, was zu den Waffen tüchtig war, strömte nahe und ferne zusammen, und als die Zahl der Krieger sich schon bedeutend vermehrt hatte, trat der Landeshauptmann oder der Reiks von Warmien, Piopso war sein Name, unter dem versammelten Volke auf, mahnend an die schwere Gefahr des Landes, an die Freiheit des Lebens, an das Schicksal der Nachkommen, an das Vertrauen auf den Beistand der Götter. Ein wildes Gemurmel war des Beifalls und des Zornes allgemeines Zeichen. Alles rief, Leib und Leben an den Wiedergewinn der Burg zu setzen. Den Hauptmann an seiner Spitze brach darauf das erbitterte Kriegsvolk gegen Balga auf und umlagerte die Burg, welche mittlerweile, so viel die Zeit gestattet, von den Ordensrittern stärker befestigt worden war. Die Aufforderung der Preußen zur Übergabe ward von den Rittern in stolzem Trotze zurückgewiesen. Da rückte der Hauptmann näher, die Burg mit Sturm zu gewinnen. Wie er gesprochen, so wollte er handeln. Der oberste unter den Kriegern, wollte er auch der nächste an den Burgmauern den übrigen durch Mut und Kühnheit Muster und Beispiel sein, als er plötzlich von der Burg aus durch das Geschoß eines Ordensritters tödlich getroffen niedersank. Ein grausenvoller Schrecken ergriff den ganzen Haufen, und das gesamte Kriegsvolk floh eiligst zurück in seine düsteren Wälder.

Der Schrecken aber ging mit ihnen tief in das innere Land. Es waren nicht wenige, welche verzagten und wankten in dem Vertrauen auf die Hilfe der Götter und in der Hoffnung, gegen die wackeren geharnischten Ritter und ihr geübtes und gut bewaffnetes Kriegsvolk auf die Länge mit ihrer Kraft bestehen zu können. Vor allen waren es die Edlen, die Vornehmeren, Männer aus der reicheren Klasse des Volkes, welche vielleicht aus Besorgnis um die Erhaltung des Ihrigen, teils wohl auch verlockt durch verführerische Verheißungen von seiten der Ordensritter, teils getrieben durch irgendeine Leidenschaft oder durch Schwäche sich den Rittern auf Balga zuwandten, mit Weib und Kind sich ihrem Schutze vertrauten, den christlichen Glauben bekannten und der Sache des Ordens mit Rat und Tat zu Hilfe standen. Wohl mögen schon jetzt die Ritter, wie nachmals auch in Samland geschah, nicht selten die verführerische Kunst geübt haben, zuerst vorzüglich die Angesehensten und die Mächtigsten im Volke durch Versprechungen, Belohnungen und Gewährung ausgezeichneter Vorzüge für sich zu gewinnen und von den Ihrigen zu trennen. Für die Pläne des Ordens war solches immer in vieler Hinsicht von äußerster Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt)

Der Kampf um Balga

ist die neue Fortsetzungs-Erzählung für unsere Kogge-Leser. Sie führt uns in die frühe Zeit des Deutschen Ritterordens in Ostpreußen. Der Verfasser Johannes Voigt (1786—1863) ist ein Zeitgenosse Eichendorffs und bemühte sich mit ihm und von Schön um die Wiederherstellung der Marienburg. Voigt wirkte seit 1817 an der Albertina in Königsberg als Geschichtsprofessor und Archivdirektor und widmete sich in seinen privaten Studien vor allem der Ordenszeit. Die vorliegende Erzählung ist ein Ergebnis dieser eingehenden Studien.



Eine Erzählung aus der Geschichte des Bernsteins

(6. Fortsetzung)

Mitten in der Nacht hob ein Heulen und Brausen an, ein starkes Rauschen ertönte, und am Morgen, als Publius fröstelnd vor das Haus trat, sah er ein wild aufgerührtes Meer vor sich. Beim Zeus! Es war kalt geworden. Gleichmäßig rauschten die schaumgekrönten Wogen heran, braunen Tang auf das Ufer werfend.

Sein Wirt, der neben ihn getreten war, bedeutete ihm mitzukommen. Neugierig folgte Publius, und da sah er auch schon etwas braun im Blasentang schimmern. Er wollte darauf zugehen, aber der Samländer hielt ihn zurück; er sagte ihm etwas, was er nicht verstand. Bodo war seinem Herrn gefolgt. Aufmerksam hatte er zugehört, und er übersetzte: „Dein Wirt meint, es wäre jetzt gefährlich, den Stein herauszuholen. Erst müßte der Meergott versöhnt werden, damit sich das Wasser beruhigt, dann könnte man erst ins Meer steigen, um die Tränen des Gottes herauszuholen." Das leuchtete dem Römer ein, und er ließ sich willig weiterziehen. Der ganze Strand war mit Tang bedeckt, und der Samländer rieb sich zufrieden die Hände. Auch andere Fischer waren am Strand unterwegs, und froh riefen sie sich zu, daß es wieder einmal eine gute Ernte geben würde.

Es dauerte Stunden, bis sich das Meer beruhigt hatte. Jetzt strömten die Bernsteinfischer heraus aus ihren Hütten, und Publius sah ein einmaliges Bild. Jeder hatte ein Netz mit einem langen Stiel in der Hand. Mit dem hantierten sie sehr geschickt herum. Sie gingen ziemlich weit ins Wasser, tauchten das Netz ein und zogen es hinter sich her auf den Strand. Die Beute war ziemlich groß. Allerhand hatte sich angesammelt. Was da an Bernstein zusammenkam! Das hätte Publius nicht für möglich gehalten! Große Stücke, alle möglichen braunen Farbschattierungen waren da zu sehen. Publius freute sich, da würde er einen guten Handel machen!

Bodo versuchte auch, ein gefülltes Netz herauszuziehen; das war aber sehr schwer. Er keuchte und stöhnte zum Gotterbarmen, bis er es geschafft hatte. „Ich hätte nicht gedacht, Herr, daß der Meergott seine Tränen so schwer hergeben würde!" schnaufte er schweratmend zu Publius.

Ihr samländischer Wirt lächelte und sagte zu Bodo: „Die Meergötter sind nur uns gut gesonnen. Hier stehst du noch unter meinem Schutz, aber wenn du das ohne mich versuchen wolltest, dann würde dich der Meergott ohne Gnade verschlingen!" Bodo glaubte ihm aufs Wort. Und wenn er vorher die Absicht gehabt hatte, ein klein wenig „im Trüben zu fischen", so gab er den Gedanken sofort wieder auf.

Publius war der leicht drohende Unterton seines Wirtes nicht entgangen. Er wollte es auch nicht mit den Leuten hier verderben und beschloß, ganz reell zu handeln.

Um es gleich vorweg zu sagen: Er wurde seine Ware reißend los; vor allem die Waffen brachten ihm sehr viel Bernstein ein. Zum ersten Male bedauerte er es, daß er nicht mehr Waffen mitgenommen hatte.

Nach einigen Wochen konnte er sich auf den Rückweg machen. Als römischer Offizier hatte er sich sorgfältige Aufzeichnungen gemacht, unter anderem auch versucht, die Lage und den Umfang der Ostsee festzustellen; denn vorher haben die Römer nichts von deren Existenz gewußt. Er fand den Rückweg ohne Schwierigkeiten und machte an denselben Stellen Rast, an denen er sich auf der Hinfahrt aufgehalten hatte. Jetzt konnte er seinen Gastfreunden auch mit dem kostbaren Bernstein aufwarten.

Nach Jahr und Tag fuhr er mit seinen Wagen und Mannschaften, in die der Tod einige Lücken gerissen hatte, ratternd in Carnuntum (Petronell) an der Donau wieder ein.

Zu Hause

Julianus, der Statthalter von Carnuntum, sitzt in seinem Zimmer, als ein Bote ihm die Meldung von der Rückkehr Publius' bringt. Kurz danach klopft es.

Publius, vorschriftsmäßig gerüstet, mit unheimlichen Bartstoppeln, rasselt herein: „Statthalter, ich melde mich von der Fahrt ins Bernsteinland zurück; ich habe den Befehl ausgeführt. Alle Wagen sind mit Bernstein gefüllt. Verluste: 5 Legionäre, 3 Fuhrleute. Sämtliche Pferde mußte ich unterwegs auswechseln. Ich schlage die Germanen Bodo und Theobald zu Unteroffizieren vor; sie haben mehr als einmal den ganzen Zug gerettet."

„Ich danke dir! Die Ladung muß morgen nach Rom weiter. Du meldest dich beim Palastkommandanten des Imperatores. Er weiß Bescheid. Er ist mein Freund. — Heute abend bist du mein Gast."

*

Wochen später.

In Rom hat der Diktator Nero ein Circusspiel bekanntgeben lassen. Der gewaltige Raum des Circus maximus ist bis obenhin mit einer brodelnden Menschenmenge gefüllt, die gierig und lüstern den blutigen Kämpfen und Spielen zuschaut. Gladiatoren kämpfen gerade gegeneinander. Ihre Waffen sind reich mit leuchtendem, braunem Bernstein geschmückt. Ihr Kampf geht zu Ende. Der Diktator zeigt mit dem Daumen nach unten. Das bedeutet Tod dem Besiegten. Die Toten werden durch Maschinen weggeschleift. Selbst diese Maschinen sind mit Bernstein geschmückt. Neue Kämpfer erscheinen. Überall Bernstein, Bernstein und nochmals Bernstein. Er leuchtet und funkelt in den Tausenden von Fackeln wie Tränen an den Augenwimpern.

Sehr nachdenklich geht Publius, der diesen Spielen zuschaute, in sein Quartier zurück. „Beim Zeus!" denkt er sich. „Es sind Tränen, die ich mitgebracht habe."

Einige Tage später reitet er nach Carnuntum zurück. Ihm gefiel es nicht mehr in Rom. Dieser weichliche und verweichlichte Mob, der nichts verstand, als ohne eigenen Einsatz und ohne eigene Gefahr töten zu lassen, stieß ihn ab. Seine große Fahrt hatte ihn zu einem Mann mit trüben Ahnungen werden lassen.

Wenn die Ahnungen auch nicht zu seinen Lebzeiten in Erfüllung gingen, eines Tages erlag Rom dem Ansturm der frischen und unverbrauchten Völker aus dem Norden.

Der Weg aber, den Publius gemacht hatte, wurde für die römischen Händler ein vielbefahrener Handelsweg, um Bernstein aus dem hohen Norden zu holen.

Wer gute Augen hat, kann ihn teilweise auch heute noch verfolgen.

(Schluß)

Das große Licht

Die wir in Todes Schatten
so lang gesessen sind
und kein Erleuchtung hatten,
in Gottes Sachen blind,
und konnten nichts verstehen,
nicht Gnaden noch Gericht,
sehn über uns aufgehen
anjetzt ein großes Licht.

Ein Licht, dadurch wir schauen
in Gottes Herz hinein,
daß er in Zuvertrauen
der Unser nun will sein;
ein Licht, das heftig brennet
in unser Fleisch und Blut,
daß sich ein Mensch erkennet
und was für Sünd er tut.

Ein Licht, das plötzlich fähret
tief in der Gräber Nacht
und uns den Tod erkläret
mit aller seiner Macht,
das uns vor Augen malet,
wie nichts sei Welt und Zeit,
und wie vor allen strahlet
der Glanz der Ewigkeit.

Simon Dach

Der Königsberger Dichter Simon Dach starb vor 300 Jahren am 19. 4. 1659. Das Werk des Dichters würdigen wir ausführlich auf Seite 10 dieser Ausgabe.

Liebe Kogge-Leser!

Gerne möchten wir hoffen, daß Ihr mit Spannung und Interesse unserer Fortsetzungs-Erzählung „Der Befehl" gefolgt seid. Wir möchten daher nicht versäumen, Euch heute darauf hinzuweisen, daß der Verfasser dieser schönen Erzählung um das „Gold des Nordens" sich schon wiederholt in seinem Schaffen dem Bernstein und seiner Geschichte zugewandt hat. Seine Erzählung „Der geheimnisvolle Stein" ist bereits vor Jahren als Broschüre erschienen und kann beim

Heimatbuchdienst

Braunschweig, Donnerburgweg 50, zum Preise von DM —,95 (zuzügl. 10 Pfg. Porto) bezogen werden. Ihr erfahrt in dieser Erzählung noch mehr über unseren Bernstein, über seine Entstehung, seinen Handel in alter Zeit und wie er auf abenteuerlichem Wege bis in den Orient, nach Afrika und Asien gelangte.

Ein jeder ostpreußische Junge und jedes ostpreußische Mädchen sollte dieses Büchlein besitzen!

Das Ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg

„Hie guet ostpreußisch Waydewerk allerwegen!"

Zwei Monate nach seiner Eröffnung konnte das ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg seinen tausendsten Besucher begrüßen. Bis diese Zeilen veröffentlicht werden, dürfte sich die Besucherzahl wohl verdoppelt haben.

Schon einmal berichteten wir über die Vorgeschichte und die Planung dieses Museums, das seinesgleichen nicht hat. Wir haben darüber berichtet, als die Eröffnung für den Herbst 1958 im Rahmen der Lüneburger Heimatwoche geplant war. Die Eröffnung jedoch hat sich verzögert, und erst am 7. Dezember 1958 hat das Museum, hat sein nimmermüder Initiator und Schöpfer, Forstmeister z. Ww. Loeffke, seine ersten Gäste begrüßen können.

Über die Vorgeschichte dieser Schöpfung brauchen wir daher nicht viele Worte zu verlieren. Immerhin dürfte es nützlich sein, sich einige Anhaltspunkte ins Gedächtnis zurückzurufen.

Im Jahre 1950 ist die ostpreußische Jägerschaft im Exil mit einer ersten jagdlich-reiterlichen Veranstaltung in Hamburg an die Öffentlichkeit getreten. Drei Jahre später gab es die erste ostpreußische Jagdausstellung in Bochum, ein Jahr darauf eine Gedenkschau an den Deutschen Osten im Rahmen der Internationalen Jagdausstellung in Düsseldorf. 1956 wurden ostpreußische Spitzentrophäen im Rahmen der DLG-Ausstellung Hannover gezeigt. Im Jahre 1958 schließlich war es dann so weit. Das „Ostpreußische Jagdmuseum — Wild, Wald, Pferde Ostpreußens e. V." wurde aus der Taufe gehoben. Die Patenschaft übernahmen Bundesminister Lübke, der niedersächsische Minister von Kessel, Oberstjägermeister a. D. Scherping, der Präsident des Deutschen Naturschutzringes, Prof. Dr. Dr. Krieg, Landrat Hahn Lüneburg und der Landesverband niedersächsischer Reit- und Fahrvereine.

Welches die Aufgabe ist, die sich das Museum gestellt hat, können wir auf einer Tafel an der Stirnseite des Raumes lesen, wo die prächtigen Geweihe stärkster Hirsche die Blicke des Besuchers auf sich ziehen, der den großen hallenartigen Raum im Dachgeschoß des alten Lüneburger Kaufhauses entlang schreitet, in dem das Museum untergebracht ist.

„Diese Trophäen", heißt es hier, „aus dem Deutschland von der Weichsel bis zur Memel, oft unter Gefahr für Leib und Leben unter bewußter Opferung von lebensnotwendigen Besitz gerettet, stehen stellvertretend für die vielen, die im Chaos untergegangen sind. Sie sprechen mit stummer, aber um so beredterer Sprache von der großen jagdlichen Tradition jenes deutschen Raumes zwischen Weichsel und Memel. Sie zeugen für die Heimat und das unveräußerliche Recht auf sie."

Hier sehen wir das Geweih des Matador, des drittstärksten Hirsches, der nachweislich seit 200 Jahren gestreckt worden ist; nur ein im Jahre 1720 vom Fürsten Schwarzenberg und ein im Jahre 1954 in Jugoslawien gestreckter Hirsch weisen stärkere Geweihe auf als Matador, dessen Geweih mit seinen zweiundzwanzig Enden und einem Gewicht von 11,6 kg mit 228 Nadlerpunkten bewertet worden ist. Matador wurde im Jahre 1942 in der Revierförsterei Kausch gestreckt und besaß das prächtigste Geweih, das jemals auf einer Ausstellung gezeigt worden ist. Aber auch Herkules, von Generaloberst Freiherr von Richthofen im Jahre 1943 in Rominten erlegt, Odin aus dem Forstamt Wehrkirchen in der Rominter Heide, Augustus (1943 im Forstamt Rominten erlegt) und Marschall (1941, Forstamt Barckhausen) stehen dem kapitalen Matador kaum nach.

Neben einem der Geweihe trägt eine Tafel die Inschrift: „Aus der eingeschlossenen Festung Danzig bleibt den letzten Verteidigern nur der Fluchtweg unter Wasser offen. Ein U-Boot taucht mit diesem kapitalen Hirschgeweih am Kommandoturm, gleichsam als Gallionsfigur, gen Westen in die Freiheit". Ein Elchgeweih daneben stand Modell für das Brandzeichen des ostpreußischen Edelpferdes, des berühmten Trakehners, der diesen Brand seit dem Jahre 1787 führt.

Eine große Karte zeigt die Rominter Heide in ihrer gesamten, eine Fläche von 25 000 Hektar umfassenden Ausdehnung. Hier standen die stärksten Hirsche Europas. Bilder daneben erinnern an das Jagdschloß Kaiserlich Rominten und an den Reichsjägerhof in der Rominter Heide. Überhaupt zeigt ein reichhaltiges Bildmaterial nicht nur die bekanntesten Jäger und Heger Ostpreußens und eine Reihe ihrer Trophäen, es zeigt auch in zwölf Bildern bildschöne Trakehner Hengste und manch schönes Jagdbild von Künstlerhand.

Neben dem Bild ist auch der anschaulichen, einprägsamen Karte ein beherrschender Platz eingeräumt und dem Bedürfnis des heutigen Menschen nach Vermittlung optischer Eindrücke in hohem Maße Rechnung getragen worden. So zeigt eine Karte die Verbreitung der Elche in Ostpreußen, eine weitere das jetzige Elchvorkommen in Ostpreußen nach dem Stand von 1958, denn es ist nicht so, als wären sämtliche Elche dem Jahre 1945 zum Opfer gefallen. Eine Neueinwanderung aus dem baltischen Raum wird dabei für möglich gehalten. Weitere Karten zeigen Wolfsgebiete und Wolfsvorkommen in Ost- und in Westpreußen seit dem Jahre 1900.

Weiter sehen wir die Standarte des Provinzialverbandes der ländlichen Reitervereine Ostpreußens, die Standarde der Ostpreußischen Jägerschaft, die Fahne der Schützengilde Pillau um 1800, Schützenschilde von 1732—40, wir sehen Hengst- und Stutbücher, Literatur über Falkenfang und -schule im Ordensland Preußen und ihre Bedeutung für Deutschland und Europa. Wir sehen einen Jagdwagen, Gewehre und in Vitrinen Uniformen und Schmuck aus der im gleichen Hause befindlichen Werkstatt des Goldschmiedes Professor Zeitner.

Das gewaltige Haupt eines Wisentstieres aus dem ostpreußischen Elchwald erinnert an die erfolgreichen Einbürgerungsversuche, die man mit diesem prächtigen Wild in den Jahren 1941/42 in Ostpreußen vorgenommen hat. Der Kopf eines Elches und Luchs und Wolf in schönen ausgestopften Exemplaren bilden den Grundstock einer Tiersammlung, deren weiterer Ausbau u. a. durch die geplante Aufstellung eines Elchdioramas in ostpreußischer Landschaft vorgesehen ist.

Es ist dies nicht die einzige Planung für die Zukunft. So befindet sich eine Abteilung „Reiterei und Pferdezucht" im Aufbau, auch sollen die geretteten Bestände des Museums des Deutschen Ritterordens und des Königsberger Museums in Lüneburg Aufstellung finden. Wir freuen uns über diese weiteren Planungen, zu denen auch eine Berücksichtigung des Falkenhofes Ortelsburg und der berühmten Vogelwarte Rossitten gehört, dürfen aber auch heute schon sagen, daß mit der Schaffung des ostpreußischen Jagdmuseums nicht nur Lüneburg um eine Sehenswürdigkeit reicher geworden ist, sondern daß hier eine Stätte geschaffen wurde, die ihresgleichen nicht hat, ein Denkmal Ostpreußens, seines Waldes, seines Wildes und seiner Jagd. Ein Denkmal der ostpreußischen Jägerschaft, deren Devise „war, ist, bleibt, gestern in der Heimat, heute im Exil fern von ihr, und morgen wieder in der Heimat — immerdar: Hie guet deutsch, hie guet ostpreußisch Waydewerk allerwegen!"

Erik Thomson

Auerochse und Wisent im ostpreußischen Jagdparadies Rominten

Der Auerochse, von den Alten „Ur", „Uwer" oder „Auer" genannt, ist neben dem Wisent, der auch „wesent", „weczent" oder „wesant" bezeichnet wird, in der „Großen Wildnis" noch zur Ordenszeit vorgekommen. Leider geht die Beschreibung dieser beiden Wildrinder stark durcheinander, seitdem vor allem seit Ende der Ordenszeit die Bezeichnung „Wesent" völlig verschwunden war, und nur noch vom „Uwer" oder Auer die Rede ist. Mit diesen Auern oder Uwern ist aber zweifellos in späterer Zeit der Wisent gemeint. Bei diesem Durcheinander in der Bezeichnung der beiden Tierarten ist es schwierig, ein klares Bild über das Vorkommen zu erhalten. Es scheint jedoch festzustehen, daß der echte Ur noch 1527 in wenigen Herden in Masovien lebte. In dem berühmten Bericht über seine Gesandtschaftsreisen beschreibt Freiherr v. Herberstein in diesem Jahre den Ur nach Größe und Farbe einwandfrei. Daß der Ur aber bestimmt in früherer Zeit in ganz Ostpreußen, also auch in der Rominter Heide vorgekommen ist, beweisen verschiedene Knochenfunde. So wurde im Jahre 1840 im Kreise Stallupönen, also unweit der Rominter Heide, in einem Torfbruch ein vollständiges Skelett eines Ur gefunden, und im Jahre 1841 wurde aus einem Bruch im Kreise Darkehnen der größte Teil eines Skeletts einer Urkuh zutage gefördert. Auch weitere Funde von Skeletteilen des Auerochsen sind auf ostpreußischem Boden gemacht worden und befanden sich im Zoologischen Museum der Universität Königsberg.

Schon zu Herbersteins Zeiten wurden die Auerochsen in Masovien „gehegt", und bestimmte Dörfer hatten den Auftrag, sie zu füttern und zu hüten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß der Auer in Preußen zu Beginn des 16. Jahrhunderts ausgestorben ist und sich noch eine Zeitlang — etwa bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts — in Masovien in kleinen Herden, die aber bereits gehegt und gefüttert werden mußten, gehalten hat.

Erheblich länger kam der Wisent in Ostpreußen vor. Im 16. Jahrhundert scheint der Wisent — damals, wie schon erwähnt, stets Auer genannt — noch überall in Ostpreußen vorhanden gewesen zu sein, wie aus zahlreichen Quellen überliefert ist. Allerdings habe ich keine Unterlagen dafür finden können, daß der Wisent damals noch mit Sicherheit in der Rominter Heide vorkam. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, da in einem von dem damaligen preußischen Jägermeister ausgesetzten Bericht im September 1540 ausgeführt wird, daß in der Borker Heide „auch vil Auer von den Jegern gespürt worden ...". Wenn also in der Borker Heide damals Wisente waren, so ist sehr wahrscheinlich, daß auch Rominten zu dieser Zeit noch einen Wisentbestand aufwies, zumal damals noch ein Zusammenhang zwischen Borker und Rominter Heide bestanden haben dürfte. Mit der zunehmenden Kultivierung der „Großen Wildnis" und er Vermehrung der Bewohner ging der Bestand an Wisenten im Laufe des 17. Jahrhunderts stark zurück, und schon 1684 waren die Wisente auf das Dreieck zwischen Deime, Pregel und Mehlawa beschränkt. Seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts wurde die Restbestände hier in sogenannten „Auerscheunen" gefüttert und gehegt, aber das Einfangen von Wisenten zu Geschenkzwecken an andere Fürstenhöfe und das Wildererunwesen verminderte den Bestand fortlaufend. 1744 sind nur noch vier „Auer" vorhanden und zwar im Forstberitt Leipen an einer Auerscheune. 1750 sind es nur noch zwei Stücke, und 1755 wurde der letzte Wisent auf preußischem Boden von Wilderern erlegt.

Daß sowohl der Ur als auch der Wisent immer stark gewildert wurden, geht aus zahlreichen Berichten hervor. Es geschah dies wahrscheinlich einmal der großen Menge Wildbret wegen, aber auch vor allem wegen der Decke! Galt doch ein Gürtel aus der Haut des Urs und des Wisents als geburtenfördernd, weshalb er sehr hoch bewertet wurde.

Professor Dr. Lutz Heck, der ehemalige Direktor des Zoologischen Gartens Berlin, hat den interessanten Versuch gemacht, den Auerochsen neu zu züchten. Er ging dabei von der Idee aus, daß unsere heutigen Hausrinder sämtlich den Auerochsen als alleinigen Vorfahren haben, und daß also in der Erbanlage unserer Hausrinderrassen auch noch die Eigenschaften des alten Auer vorhanden sein müssen und durch geeignete Zuchtwahl wieder geweckt werden können. Er züchtete daher mit Rinderrassen, die nach ihrem ganzen Äußeren noch stark an den alten Auer erinnern, nämlich spanischen und südfranzösischen Kampfstieren und korsischen Rindern, ein Produkt, das dem ausgestorbenen Ur sehr ähnlich war. Die Farbe war schwarz mit falbem Aalstrich über dem Rücken, die Hörner waren weit ausgelegt, Figur und Äußeres den überlieferten Abbildungen von echten Auerochsen sehr ähnlich. Im Jahre 1938 wurde ein Zuchtstamm von diesen

rückgezüchteten Auerochsen — man möchte sie „Bos primigenius redivivus" nennen — in der Rominter Heide zunächst in einem kleinen Gewöhnungsgatter und nach wenigen Wochen in freier Wildbahn ausgesetzt.

Nachdem die Tiere zunächst allerlei Unheil angerichtet hatten — der Stier ging zu den Holzfuhrleuten und fraß den Pferden den Hafer aus der Krippe, zertrampelte Waldarbeitern die Fahrräder, eine böse Kuh attackierte harmlose Wanderer, und selbst ein Revierförster mußte auf eine Kanzel flüchten und erzählte nachher, es sei dabei um Leben und Tod gegangen! — wurden sie langsam gegen Menschen scheu und verwilderten immer mehr, so daß sie schließlich vollkommen das Benehmen des Rotwildes annahmen. Sie windeten ausgezeichnet, wurden sehr früh flüchtig und benahmen sich in jeder Weise wie Wild. Der Hauptstier war ein imposantes mächtiges Tier. Sein Lebendgewicht wurde von Fachleuten auf mindestens 14—15 Zentner geschätzt. Die Küheg waren erheblich schwächer und wiesen etwa ein Lebendgewicht von acht Zentner auf.

Im Jahre 1942 hatte sich die Herde auf 22 Stück vermehrt. Von diesen wurden 16 Stück eingefangen und im Urwald von Bialowiecza in freier Wildbahn ausgesetzt. Die Auer hielten den Winter ohne künstliche Fütterung im Urwalde ausgezeichnet durch und hatten sich bis 1944, als Bialowiecza von den Deutschen geräumt wurde, auf 23 Stück vermehrt. Der Hauptgrund, warum ein großer Teil der Ure nach Bialowiecza gebracht wurde, war die Störung, die das Rotwild durch die Auer erlitt. Die Auer zogen im Winter von einem Futterplatz zum anderen, und das Rotwild verließ sofort fluchtartig die Fütterung, wenn die Ure nahten. Es war daher vorgesehen, in Rominten stets nur einen ganz geringen Bestand von einigen wenigen Stücken zu belassen. Ob nach den Kämpfen im Sommer und Herbst 1944 in Bialowiecza und Rominten etwas von den rückgezüchteten Auerochsen übriggeblieben ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Weitere Zuchtstämme befanden sich in den zoologischen Gärten in Berlin und München.

Aus „Rominten" von Walter Frevert, weiland Oberforstmeister der Rominter Heide. Mit über 100, teils farbigen Tafelbildern und einer Übersichtskarte. Bayerischer Landwirtschaftsverlag, München.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Im Frühjahr 1410 glich das Land zwischen Memel und Weichsel einer belagerten Festung. Die außenpolitischen Feinde des Ritterordens hatten an Zahl noch zugenommen, denn von allen Seiten strömten jetzt starke Streitkräfte in das litauisch-polnische Heerlager jenseits der Grenze. Da war u. a. ein böhmisches Heer unter Führung des Johann Ziska, der wegen seiner großen Grausamkeit und Härte bekannt war und später Führer der Hussitten wurde; es kamen Russen und Serben, Tataren, Mongolen, und selbst die Fürsten der entfernten Moldau und Walachai rechneten es sich zur Ehre, dem polnischen König Wladislaw Hilfsvölker zu schicken. Es war jetzt offenbar, daß die ganze slawische Welt zum entscheidenden Waffengang rüstete, um den Orden zu vernichten, der gegen die vielfache Übermacht ohne fremde Hilfe allein dastand. So groß war der Haß gegen die Ordensgebietiger, woran diese jedoch nicht ganz ohne Schuld gewesen sind.

Alle Ordensburgen wurden zur Verteidigung hergerichtet und reichlich mit Proviant versehen und die Lehnsleute aufgefordert, sich mit ihrem Dienstvolk, Waffen und Pferden bereitzuhalten. Auf der Marienburg führte Hochmeister Ulrich von Jungingen manchen ernsten Rat mit seinen Komturen. Im Volke wuchs indessen die Unruhe.

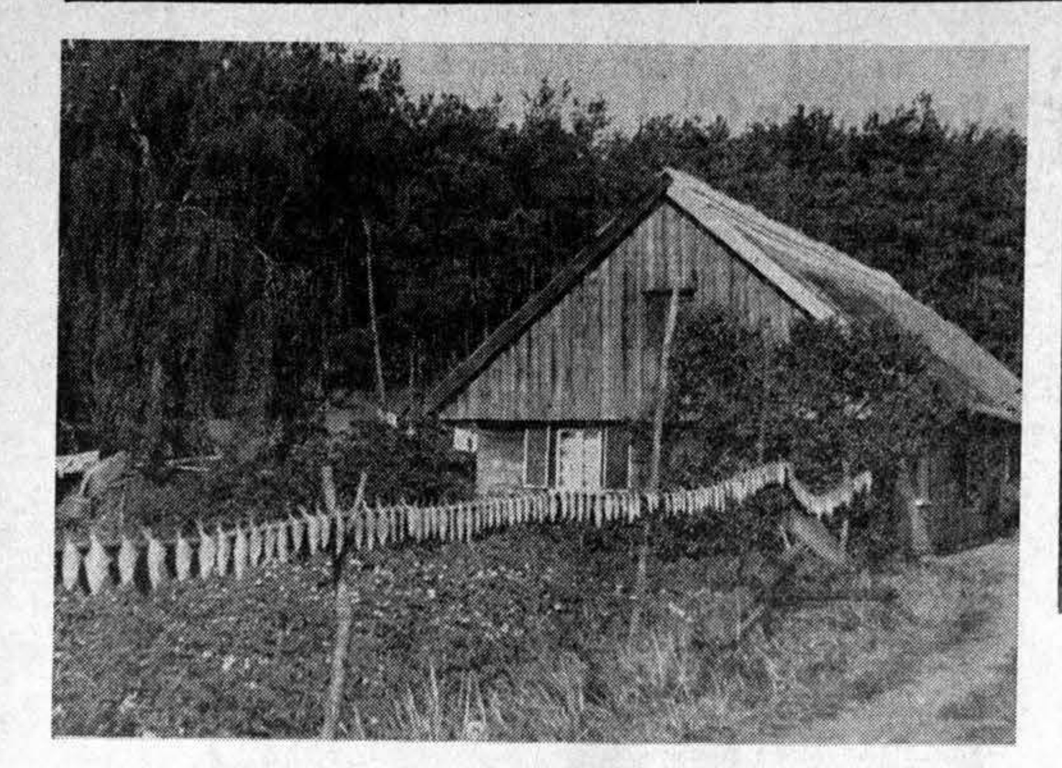
Nicht ohne Grund hat man in jenem unheildrohenden Frühjahr den Kriegsausbruch am Memelstrom befürchtet. Dem Gegner war ja bekannt, daß die Memelburgen nicht stark besetzt waren und das „nuwe hus of der Tilsit" sogar noch im Bau. Außerdem ging über diesen Ort die einzige Handelsstraße aus dem Osten quer durch das Ordensgebiet bis zur Weichsel und konnte im Kriegsfalle ein strategisch wichtiges Aufmarschgebiet werden. Zu ihrer Verteidigung wurden deshalb hier und entlang der Memel die deutschen Bauern Schalauens und aus dem Labiauer Gebiet zusammengezogen, eine Art Landwehr im heutigen Sinne. Denn auf die schalauische Bevölkerung, die noch immer nicht den blutigen Eroberungskrieg vergessen hatte und trotz aufgezwungenen Christentums heimlich dem alten Götterglauben weiter anhing, war wenig Verlaß, wie es schon die Samländer des öfteren bewiesen hatten. Und man konnte sogar annehmen, daß beim erwarteten Einfall der stammverwandten Litauer die Schalauer mit ihnen gemeinsame Sache machen würden.

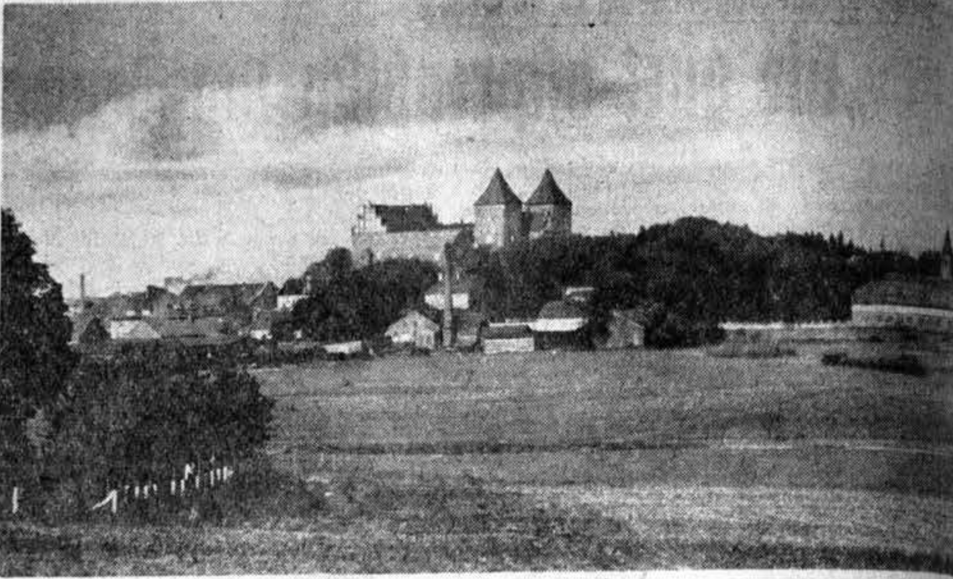
Nach dem harten Winter werkten jetzt noch mehr fleißige Hände an der Tilsiter Burg. Die Mauern und er große Turm standen bereits, das Hauptgebäude war im Rohbau fast fertig. Noch immer war der Danziger „muwerer" Hannes Bolle Leiter der „Bauhütte" am Memelufer und Herr über Bauleute und Scharwerker. Aus Danzig trafen die ersten Schiffe mit Holzdielen usw. für den Innenausbau ein. Obwohl in der Umgebung der Burg genug Wald vorhanden war, hatte man doch keine Schneidemühlen. Das geschlagene Holz wurde deshalb bis nach Danzig geflößt und kam von dort geschnitten zurück, ein wahrlich umständliches und zeitraubendes Verfahren. Man wundert sich nur, warum in Tilsit keine Schneidemühle eingerichtet wurde, denn eine Wassermühle war ja schon vorhanden. Auf diese Weise hat Danzig einen lebhaften Holzhandel im Ordenslande unterhalten und viel daran verdient. Erst später hat sich dann auch Königsberg in den Holzhandel eingeschaltet. Hauptlieferant nach Danzig sind Kownoer Kaufleute gewesen, da sich zu jener Zeit der Hauptstapelplatz für den Holzhandel aus Weißrußland, Ruthenien usw. in Kowno befand. So war auf der Memel schon vor vielen hundert Jahren lebhafter Flößereibetrieb. Aber auch die Schiffahrt war sehr rege, bestanden doch im Memelstromgebiet bis in den Oberlauf um 1410 schon etwa 370 Ladestellen. Segel- und Lastkähne beförderten Getreide, Leinsamen, Honig, Felle, Bier und sonstige Landesprodukte.

Die Lebenshaltung ist zu jener Zeit sehr billig im Ordenslande gewesen. Ein Kalb hat beispielsweise damals um 5 Scot gekostet, ein Schaf 6 Scot, ein Schwein 12 Scot, fünf Hühner 2 Scot, eine Kuh eine Mark. Da eine preußische Mark 24 Scot oder 720 Denari zählte, waren es also spottbillige Preise. Pferde wurden dagegen sehr hoch bewertet. So kostete eine schalauische Sweyke (Pferd) 4 Mark und ein Streitroß gar 8 Mark. Das Essen war damals sehr einfach, es kamen noch keine Leckereien auf den Tisch. Hauptnahrung waren Erbsen und Grütze, Brot und Käse, der schon damals von den Schalauern hergestellt worden ist und viel später unter dem Namen „Tilsiter" Weltruf bekam. Getrunken wurde Bier oder der einheimische Alaus, das Bier der Schalauer. Im Verhältnis zu den Lebensmittelpreisen haben die Tilsiter Bauleute gut verdient, denn sie erhielten einen wöchentlichen Lohn von 9 Scot, wovon sie nur 2 Scot für die Verpflegung zahlten, die ihnen Hannes Bolle gemäß der Weisung des Ordens an Ort und Stelle zu verabreichen hatte: „item sal her all synen gesind byr, brot, fleisch vund saltz zu irer notdurfft frey haben czu verkoufen". Wenn man bedenkt, daß der Arzt des Hochmeisters auf der Marienburg einen Jahressold von 30 preuß. Mark hatte und ein Pferdearzt nur 10 Mark jährlich bekam, der Bäcker sogar mit 3 Mark jährlichem Lohn zufrieden sein mußte, so ist zur Ordenszeit der Bauhandwerker ein Großverdiener gewesen. Das Handwerk hat also damals wirklich einen goldenen Boden gehabt.

Auch auf der Burg Ragnit wurden Vorbereitungen getroffen, um für den erwarteten feindlichen Einfall gebührend gerüstet zu sein. Der „muwerer" Jorgen bekam vom Komtur den Auftrag, entsprechend bauliche Veränderungen alsbald vorzunehmen: „ouch sal her toren vnde fenster, di unbequeme sien, wider ofbrechen vnde die wider machen vnde bereyten zur beqwemekeit".

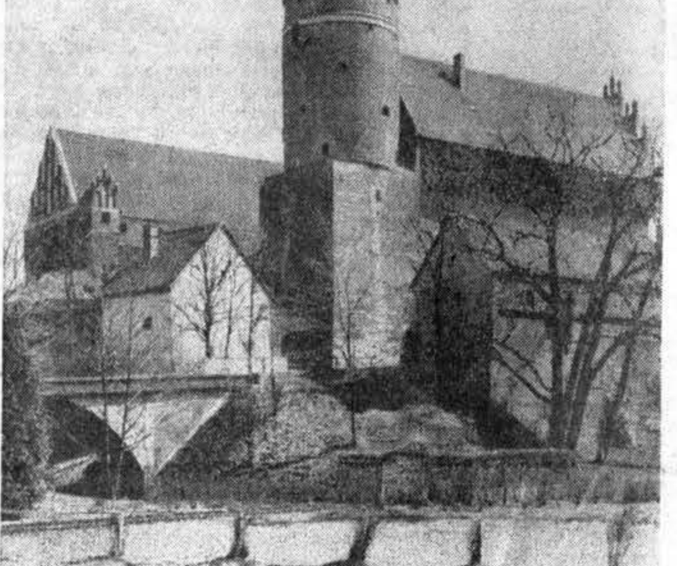
(Wird fortgesetzt)





Schöne Heimat im Bild

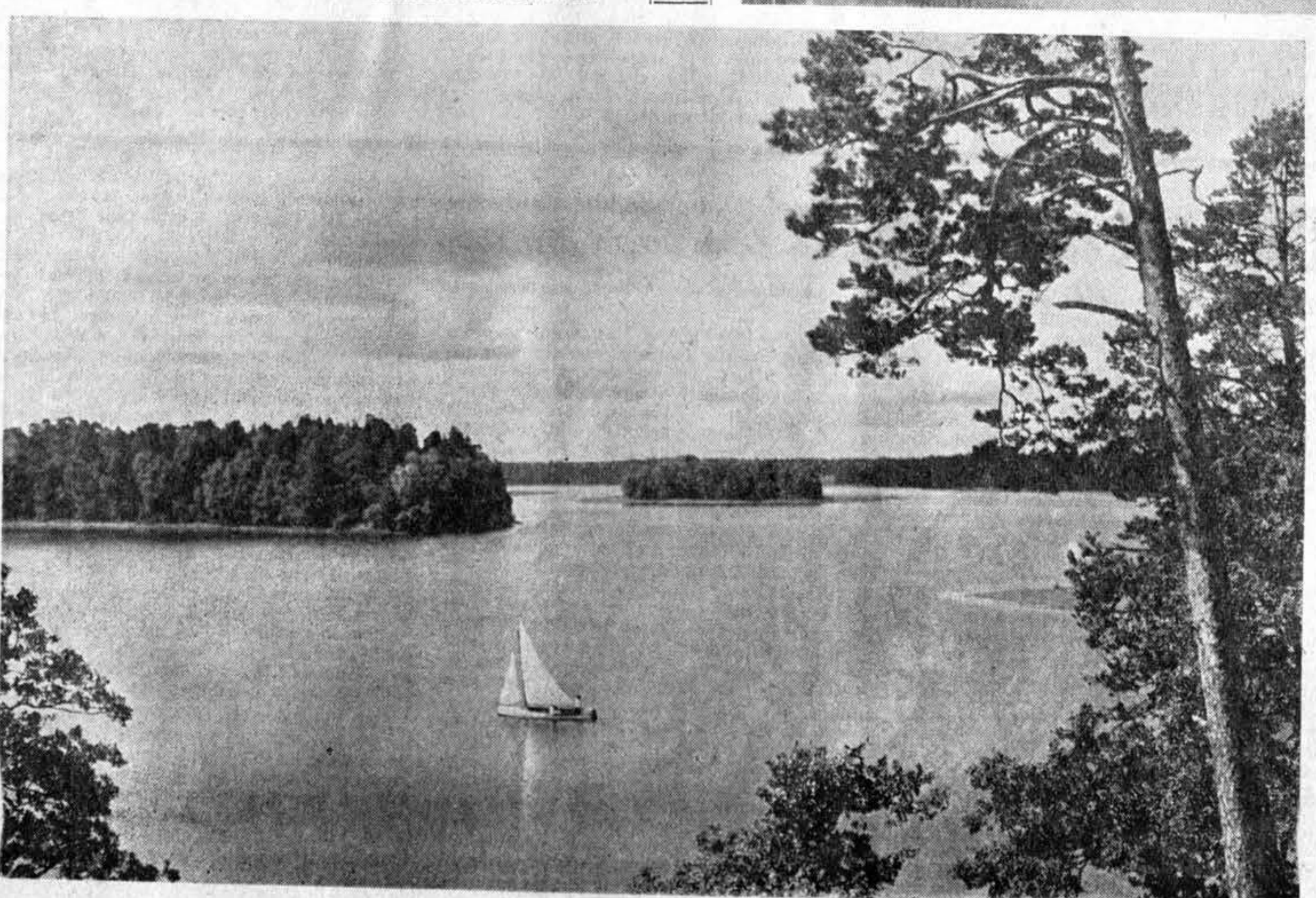




Unsere Bilder zeigen: Fischerhaus an der Memel (oben links); Neidenburg; vom Tatarenstein aus gesehen (oben rechts); darunter Angerapp, Blick auf die Kirchenstraße und das Rathaus; Burg Allenstein (Mitte links); Ortelsburg, Blick auf den Marktplatz (nebenstheend); den Niedersee in Masuren (unten).

Sämtliche Fotos OW-Archiv





Anne-Margret Skrzeczka-Rominten

Frühling in der Heimat

Lied, das wie tauende Quellen geklungen,
das mich im Schlaf und im Wachen nicht läßt.
Schon sind am Flieder die Knospen gesprungen,
und der Star baut am Fenster sein Nest.

In meiner Heimat erwachen die Bronnen,
weckt die Blau-Blumen der zärtliche Strahl,
und, von den Fluten des Frühlings umsponnen,
grüßt zu den Wäldern das trauliche Tal.

Wandern und Schauen und Singen und Klingen
über das blumenverschüttete Land.
Wenn die Winde wie Lämmlein springen
um das wehende Lautenband.

In meiner Heimat blüht es jetzt wieder.
Aber die Lauten sind klirrend zerschellt.
Schwarze Ruinen hüllt liebend der Flieder.
Einer schläft still im verlassenen Feld.

Was der Vertriebenen Lippen nicht nennen,
durch die verdunkelten Stunden irrt.
Groß ihre schlaflosen Augen brennen,
wenn in der Heimat es Frühling wird.

Dieses Gedicht entstand im ersten Weltkrieg, als die Russen in Ostpreußen einfielen und viele der Bewohner von Haus und Hof flüchten mußten. Es ist in dem 1915 erschienenen Gedichtband „Die Heimat in Flammen" von Anne-Margret Skrzeczka-Rominten, enthalten.

Königsberger  Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 4 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — April 1959

Alljährlich im April

Wenn der gefürchtete „Schaktarp" kam

Sehr spät wurde es Frühjahr dort oben am Memelstrom. Wenn in Westdeutschland Ströme und Flüsse schon längst eisfrei waren, sofern sie überhaupt vereisten, und selbst der benachbarte Pregel wieder Schiffe auf seinem Rücken trug, stand der über 900 km lange Memelstrom von Minsk bis zum Kurischen Haff vom Oktober bis in den April hinein fest verpackt mit Eis. Meistens in der zweiten Monatshälfte trat urplötzlich Tauwetter ein, und die Memel, noch überreich gespeist von den vielen Nebenflüssen und Wasserzügen,



Eisgang auf der Memel bei Tilsit — Foto: Austin

schwoll hoch über den Normalstand an und ergoß sich wie ein Urstrom über das 10 bis 15 km breite uneingedeichte Memeltal. Der dicke Eispanzer der Memel zerbrach, und tagelang schoben sich breite Eisschlangen über das versunkene Land ins Kurische Haff, durchs Tief in die Ostsee. Die Anwohner sagten dann, „das russische Eis geht".

Wehe aber, wenn das Haff womöglich noch fest in Winterlage stand. Dann stopfte sich das Eis aus dem Stromschlauch in den Mündungsarmen Skirwieth und Atmath zu festen Eisbarren, die Sprengungen und Eisbrechern widerstanden und keinen Tropfen Wasser mehr durchließen. Meter um Meter stieg das Wasser aber im Memeltal, die Wiesendörfer standen wie Inseln bis zum Dach in dem reißenden See, und die Menschen hatten sich mit ihrem Vieh auf die Hausböden geflüchtet, während kaum dielenbreit unter ihnen die Flut durch die Stuben gurgelte. Oft war das Strohdach die letzte Rettung aus der Hochwassernot. Oft trat unerwartet wieder Frost ein. Das Wasser überzog sich mit einer nicht tragfähigen Eisdecke, die den Holzkahn zerschnitt, so daß wochenlang die Dörfer von der Außenwelt abgeschnitten waren. Das war der gefürchtete „Schaktarp". Durch den wachsenden Wasserdruck brachen schließlich die Eispackungen an den Mündungen, die Flut verlief sich und die Gefahr war vorüber. Zurück blieben in den Senken und „Szogen" unzählige Fische, die für Jahre ausgereicht hätten, und auf den Wiesen eine dicke Schicht Schlick, dem das Wiesenland seine fast sagenhafte Fruchtbarkeit verdankte.

Regelmäßig sechs Wochen später wurden die Memelwiesen noch einmal überschwemmt. Das war dann, wenn in Weißrußland und Litauen, wo man unseren alten Strom „Njemen" und „Nemunas" nennt, der Schnee in den Urwäldern und in den Pripjetsümpfen erst jetzt taute, und die Schmelzwasser als sogenannte „Baumflut" über das Wiesental rauschten.

Die bösen Zeiten waren aber vergessen, wenn sommers auf den Memelwiesen das Weidevieh bis zum Bauch im saftigen Grase stand und unzählige Fuder duftenden Heues und Grummets „geaustet" wurden. Mit Leib und Seele hing der Wiesenbauer an seinem schönen Fleckchen Erde und hätte es mit keinem anderen Landstrich vertauscht, trotz der ihn alljährlich bedrohenden Gefahren.

Dieses immer wiederkehrende gigantische Naturgeschehen hat wie kein anderer Hermann Sudermann in seinen „Litauischen Geschichten" packend wiedergegeben. Er stammte ja selbst vom Rande der breiten Memellandschaft.

Im Frühjahr 1941, wenige Wochen vor Ausbruch des Rußlandkrieges, kam es im Memelstromgebiet zu einer bisher noch nie dagewesenen Naturkatastrophe. Wider sonstige Gewohnheit hatte der Frühling diesmal am Oberlauf der Memel schon rasanten Einzug gehalten, als das deutsche Stromgebiet noch unter fast zwei Meter dicken Kerneisdecke lag und hier noch tiefster Winter war. Bäume, Häuser und Holzbrücken mitreißend wälzte sich aus dem Oberstrom die Flut über das Memeltal. Der Mensch war machtlos gegenüber solchen Naturgewalten. Halb Tilsit ist damals überflutet gewesen, in den Straßen fuhr man Kahn, und selbst in der ehrwürdig-alten Deutsch-Ordenskirche am Stromufer stand fußhoch die Flut. Deiche brachen, der Sachschaden war beträchtlich, und leider waren auch Menschenleben zu beklagen. Es ist das höchste Memelhochwasser seit etwa hundert Jahren gewesen.

Unser Foto zeigt ein Bild aus jenen Frühjahrstagen 1941. Unter der Tilsiter Königin-Luise-Brücke, 1904—07 von der Firma Beuchelt und Co., Grünberg (Schl.) erbaut, geht schon tagelang der Eisgang mit solcher Gewalt, daß beim Anprall der oft mehr als 100 Meter breiten Schollen selbst die Brückenpfeiler aus schwedischem Granit erbebten. Die Brücke war übrigens ein technisches Wunder ihrer Zeit. Auf dem anderen Stromufer liegt Übermemel, bis 1939 die Grenze Litauens. Der Ort hieß damals Panemune. Die hier täglich stattfindenden Märkte, wo man auf Grenzkarte Produkte zu selbst in Ostpreußen noch nie dagewesenen Preisen kaufen konnte, werden allen Tilsitern noch in Erinnerung sein. So kosteten beispielsweise hier ein Pfund Butter 40 Pfg., ein Ei 5 Pfg., ein Pfund Kalbfleisch 50 Pfg., eine zwölfpfündige Gans nur ganze 3 Mark. Solche Zeiten werden nie wiederkehren.

Als in der ganzen Welt noch Friede war, ist die Königin-Luise-Brücke die einzige Straßenverbindung über den Memelstrom nach dem gesamten Osten gewesen. Am 25. Oktober 1944 sprengten deutsche Pioniere den stadtseitigen Brückenbogen (auf dem Foto neben dem Portalturm) nebst Fahrbahn, um den Aufmarsch der Sowjets auf Tilsit aufzuhalten. Es war alles vergeblich gewesen.

Die Brücke ist benannt nach Preußens unglücklicher Königin Luise, die während des Friedensschlusses, der unweit dieser Brücke auf einem in der Memel verankerten Holzfloß im Juni 1807 geschlossen wurde, in Tilsit geweilt hat. ha.

Danziger Rathausuhr soll repariert werden

Die berühmte Danziger Rathausuhr, die 1945 zerstört wurde, soll am 1. Juli wieder mit einem neuen elektrischen Uhrwerk in Gang gesetzt werden. Das neue Werk, das fast eine Tonne wiegt, wird mit einer Magnetofonanlage verbunden und soll an bestimmten Stunden auch Melodien erklingen lassen. Die Danziger Bevölkerung wird die Melodienfolge selber auswählen.

Tag der tausend Wunder

Der 1866 in Kulm an der Weichsel geborene Heidedichter Hermann Löns schenkte uns diese lenzliche Landschaftsschilderung der Heimat:

Der Frühling hat einen leichten Sinn, und kurz ist sein Gedächtnis. Eben noch bot das rote Laub am Boden seinem ersten Grün einen herrlichen Hintergrund, heute schon schiebt er es beiseite, schämt er sich des Erbgutes des Winters und bedeckt es hastig mit tausenderlei Grün und hunderterlei Farbe, damit niemand merke, daß er alle seine Schönheit und Frische und Jugend dem toten Laube und den welken Blättern zu danken habe, und alle Freude verläßt sein Antlitz, erinnert ihn der Ostwind mit rauhem Worte an seine Herkunft, mit roher Hand aus Grün und Blüten die vergilbten, vergessenen Erinnerungen zerrend. Dann schauert der Frühling zusammen und sieht zitternd in die fahle, trockene Zukunft. Einen Augenblick später vergißt er die Angst vor ihr und schafft emsig weiter, Wunder neben Wunder stellend, mit liebreichen, weichen Händen. Die harte, zackige Ranke der Brombeere schmückt er mit weichen, runden Flöckchen, erlockt aus dem steifen Holunderbusch mildes Blattwerk, webt um düstere Moospolster einen lichten Schein, macht dem schüchternen Waldklee Mut, daß er sich im kalten Schatten der Fichte hervorwagt, rollt mit spielenden Fingern die ängstlichen Farrenwedel auf, verhüllt die sparrigen Lärchenbäume mit zartgrünen Schleiern, erweckt des Pfaffenhütchens Selbstbewußtsein, der Weide Ehrgeiz, der Erle Willenskraft und wagt sich schließlich sogar an die Eiche heran, die abweisend und unnahbar alle seine Liebe immer wieder von sich stößt. Bis auch für sie die Stunde schlägt, für sie der Tag kommt, der alle ihre Knospen sprengt, der Tag der tausend Wunder . . .

Kiefern



Rauhe Gesellen, hassen sie zärtliches Grün,
suchen die Öde, die Armut, den sandigen Grund.
Struppige Riesen stehn sie im nordischen Land,
wiegen die düstern Häupter im sausenden Sturm.
Vielfach geborsten umkleidet die Borke den Stamm,
schmucklos und derb und bar jedes keimenden Triebs.
Stachlig starren knorrige Zweige hervor,
einstmals der Riesen furchtbare Keulen im Kampf.
Ungastlich breiten die Kronen wie Schirme sie aus,
gönnen dem Wurzelgrund nicht den erwärmenden Strahl.
Nirgends gedeiht hier grünendes Unterholz,
nirgends auch lärmt hier brutfroher Vögel Geschwätz.
Mönchische Stille dämmert im einsamen Wald. —
Aber im stillen bauen sie, stetig und zäh,
prüfen den lockeren Grund, senken die Wurzeln hinein,
halten den fließenden Sand mit umklammerndem Griff.
Unaufhörlich rieselt's zur Erde hinab,
aufhäufend Schicht auf Schicht, polsternd den kärglichen Grund.
Dicht mit Nadeln besät, spart er die Feuchtigkeit auf,
lockt die Pilze ans Licht, oh! — und das Heidekraut blüht
lila und rosenrot. Sommers kocht dann der Saft
aus dem rissigen Stamm, und es träufelt das Harz
klumpig und golden hervor. Wilder Bienen Gesumm
läutet im schweigenden Wald, und im scheidenden Strahl
leuchten die Stämme wie Gold, feurigen Säulen gleich,
jäh entzündet zur Glut. Oh, wie zaubert das Licht
Schönheit in düsteres Grau! Magischer Wandlung Gewalt!

FRANZ ERDMANN
Aus dem Zyklus „Bäume der Heimat"

Das Gespenst des Memelstroms

Der ostpreußische Dichter Ernst Wichert hat den Naturvorgang der Schneeschmelze und des Eisgangs auf der Memel in seiner dramatischen Erzählung „Der Schaktarp" festgehalten. Wir entnehmen dieser in der deutschen Literatur ohne Beispiel dastehenden Erzählung die nachstehende Schilderung.

Der Februar ging vorüber und der halbe März. Dann kam Sonnenschein, dann nochmals scharfer Frost, dann in ganz plötzlichem Umschlage Sturm und Regen bei lauer Luft. In den Wäldern und auf den Wiesen schmolzen die gewaltigen Schneemassen, die Eisdecke auf den Strömen und Kanälen wurde unsicher und brach doch nicht. Weithin an den Uferrändern entlang stand darauf das Wasser, überstaute das flache Land, Wiesen, Äcker und Wege. Über der ganzen Gegend lagerte ein gelbgrauer Nebel, der nur schattenhaft die nächsten Häuser und Bäume erkennen ließ. Nicht zu Fuß, nicht zu Wagen, nicht zu Kahn konnte man von der Stelle; alles Feste und Flüssige schien sich wieder zu vermischen und die Erde ein weicher Brei zu werden, der sich in Nebel aufzulösen strebte.

Man hat dort einen eigenen Namen für diesen entsetzlichen Zustand, der oft Wochen andauert, mit unheimlicher Gewalt jede Bewegung hindert, alles Leben zu vernichten droht und die Menschen in ihrer Abgeschlossenheit und Hilflosigkeit zum Tode traurig stimmt. Der „Schaktarp" heißt er, und man denkt sich ihn nun wie ein Gespenst, das heranschreitet und sich riesengroß über die ganze Niederung legt, jedem die Brust bedrückt und das Atem erschwert. Der Schaktarp kommt, sagt man, und der Schaktarp geht oder zieht ab, oft über Nacht, wie er kam. Schnee und Eis sind dann langsam aufgezehrt, in Dunst verwandelt. Die Nebelwand hebt sich, und die Sonne, die lange wie eine trübe Ampel durch dieselbe sichtbar wurde, beginnt nun, mit ihren wärmeren Strahlen das Erdreich zu trocknen.

In diesem Jahr hatte der Schaktarp, so lange er auf sich warten ließ, doch jeden überrascht. Man meinte, der späte Frost, der eine Eisdecke über die andere gelegt hatte, werde eine Weile anhalten. Am Abend war man noch tief im Winter, und am Morgen darauf rieselten die Bächlein von allen Dächern, trat der Fuß in unergründliche Pfützen von Schneewasser. Das gespenstische Ungeheuer schien diesmal mit rasender Eile einholen zu wollen, was es so lange versäumt. Bei völliger Windstille und lauwarmer Luft verdichtete sich der Nebel schon am dritten Tage so stark, daß man nicht mehr die Hand vor Augen sehen konnte.

Plötzlich ein neuer, überraschender Witterungswechsel. Der eben noch bleischwer lastende Nebel kam in eine wogende Bewegung, als ob er von oben her stoßweise niedergedrückt würde, auswiche und wieder und wieder zurückströmte. Wenige Minuten darauf heulte der Sturm über die weite Fläche hin, die kahlen Bäume beugend und die Strohdächer zausend. Die Luft kühlte sich im Moment ab; die Dunstmasse erstarrte zu feinen Eisspitzen und prasselnden Hagelkörnern. Das offene Wasser über den Wiesen und Äckern schlug Wellen, wie ein breiter See; mit donnerartigem Krachen borst die Eisdecke auf dem Fluß, wie von einem riesigen Nacken gehoben. Durch die Spalten quoll die strömende Flut und riß sie weiter auf; das Grundeis drückte dagegen, nahm die losgelösten Schollen auf seinen Rücken und stemmte mit verstärkter Wucht gegen die noch widerstandskräftige Mauer. Endlich, nach stundenlangem Kampf, hatte die mächtige Strömung sich mitten im Fluß eine Rinne geöffnet. Vom Sturme aufgehalten, ergoß er sich zu beiden Seiten über die Eisfelder und weithin über das mit Schollen bedeckte Land. Zurückgeschwemmt und von rechts und links übereinandergeschoben, stopften sie schnell wieder die schmale Wasserstraße. Nur kurze Zeit. Dann krachte, knackte, prasselte, knallte es von neuem. Nun war die ganze Eisschicht an den Rändern gelöst, schnellte einen Fuß hoch auf, zersplitterte und wälzte sich mit den Wogen vorwärts.

Ein wunderbares Bild

Als Wilhelm von Humboldt im Herbst 1809 in Ostpreußen weilte, schrieb er an seine Frau über eine Fahrt entlang der Kurischen Nehrung: „Die letzten Tage meiner Reise sind noch recht angenehm gewesen. Drei Tage immer am Ufer des Meeres. Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll. Ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich auf einer Seite anwütet, und den an der anderen eine ruhige große Wasserfläche, das Haff, bespült. So fuhr ich fast 24 Stunden lang, einen Tag und eine mondhelle Nacht immer mit einem Rade im Wasser."

Seither ist kaum jemals über die Kurische Nehrung geschrieben worden, ohne daß auf diese Worte hingewiesen wurde, weil sich nur wenig deutsche Landschaften eines solchen Lobes rühmen können.

„Phöbus war bei mir daheime" / Zum 300. Todestag von Simon Dach

Deutschland war Europas Schlachtfeld. Der Dreißigjährige Krieg legte die Städte in Trümmer, ließ die Dörfer in Flammen aufgehen und verwandelte blühende Landschaften in Wüsteneien. Handel und Wandel und Wissenschaften stockten. Nur sieben Millionen Deutsche überlebten das furchtbare Geschehen. Aber Ostpreußen blieb vom Kriege fast verschont, und seine Hauptstadt Königsberg war die volkreichste deutsche Stadt nach Hamburg und Wien. Hier entfaltete sich ein reiches geistiges Leben, und die 1544 von Albrecht von Hohenzollern, dem ersten Herzog von Preußen, gegründete Universität zählte über tausend Studenten.

An dieser Universität, der berühmten „Albertina", lehrte als Professor der Poesie und zeitweiliger Rektor, der Dichter Simon Dach. Seinen Namen bewahrt die Literaturgeschichte: er war der Gründer des Königsberger Dichterkreises, der inmitten der Kriegswirren und des allgemeinen kulturellen Verfalls, den Wiederaufstieg der deutschen Dichtung vorbereiten half, der seine Krönung eineinhalb Jahrhunderte später in Goethe und Schiller finden sollte.

Aber so unbestritten und bedeutsam auch der Platz sein mag, den Simon Dach als einer der hervorragendsten Dichter des deutschen Barock in der Literaturgeschichte einnimmt, uns Heutigen gilt mehr, daß wenigstens eins seiner Lieder, das Lied der Freundschaft („Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann . . .") vom deutschen Volk seit über dreihundert Jahren im Herzen bewahrt wurde. Es ist nur eines von über tausend, aber es hat seinen Namen unsterblich gemacht.

Nur das Echte überlebt dreihundert Jahre. Dennoch ist es nicht leicht, einen Zugang zu dem Gesamtwerk des Dichters zu finden. Die Vorstellung vom Schönen, von dem was Dichtung ist, hat sich seit dem Barock entscheidend gewandelt, und unser künstlerischer Geschmack ist ein anderer als der seiner Zeit. Gelehrte Anspielungen und vielerlei der Antike entlehntes mythologisches Beiwerk, die uns den Zugang zum Kern der Dichtung erschweren, war für den Barock notwendiger Schmuck. Aber die Mühe, sich in seine Gedichte einzulesen, lohnt sich doch: Hinter dem barocken Rankenwerk erscheint immer deutlicher das versonnene Antlitz eines echten Lyrikers, der seinen Blick zu den ziehenden Wolken und leuchtenden Sternen hebt, erfüllt von einer schlichten und demütigen Herzensfrömmigkeit, die in manchen Versen bereits an Matthias Claudius gemahnt. Wir erkennen einen Menschen, der in einer Zeit bürgerlicher Unsicherheit, die in vielen unserer so ähnlich ist, im Kreis seiner Freunde und seiner Familie Sicherheit und Glück und in den kleinen Dingen des Lebens Freude und Erhebung suchte.

Obgleich Simon Dach einen angesehenen Platz im öffentlichen Leben Königsbergs einnahm und ihm das kurfürstliche Haus Brandenburg geneigt war, blieb er nicht von der wirtschaftlichen Not der Zeit verschont. Sein Leben hindurch litt er am Nötigsten Mangel, bis ihm der Große Kurfürst ein kleines Landgut schenkte. Mehrfach mußte er sich in Bittgedichten um Geld, Holz und Nahrung an die preußischen Oberräte wenden: „Helft mir in meinen Schulden, von den vierhundert Gulden bleibt wenig mein Gewinn." Sicher wurde Simon Dach, besonders in späteren Jahren von Freunden und Gönnern mit Geldmitteln unterstützt. Es ist aber falsch, daraus zu schließen, daß er ein Gelegenheitsdichter war, der auf Bestellung und gegen Bezahlung arbeitete. Gewiß sind viele seiner weltlichen Gedichte Hochzeits- und Leichenlieder. Es entsprach jedoch einem dichterischen Ideal jener Zeit, zwischen öffentlichen und privaten Angelegenheiten keinen Unterschied zu machen. Beide erschienen der Dichtung gleich würdig. Jenseits des festen Kreises der Freunde und Verwandten drohten Krieg, Seuchen, Not und Tod. So beschränkte man sich gern auf die kleinen und großen Dinge des häuslichen Lebens. Und so erwuchsen seine Gedichte einem echten Gemeinschaftsgefühl, aus innerer Teilnahme an den freudigen und schmerzvollen Erlebnissen derer, mit denen er sich innerlich verbunden fühlte und mit denen er lebte.

Fast muß es als ein Wunder erscheinen, daß sich inmitten des furchtbaren Krieges, mit dem die entscheidenden dreißig Jahre seines Lebens zusammenfielen, und trotz vieler persönlicher Nöte in einer Zeit, in der die künstlerischen Gesetze der Dichtung erst neu geschaffen werden mußten, sich das Talent des Dichters so fruchtbar entfalten konnte: Simon Dach wurde als Sohn eines armen Dolmetschers für die polnische und litauische Sprache, am 29. Juli 1605 in Memel geboren. Nach einer in bescheidensten Verhältnissen verbrachten Kindheit, kam er mit vierzehn Jahren zu Verwandten nach Königsberg, um die von Peter Hagius geleitete Domschule zu besuchen. Als sein Onkel, der Diakonus am Dom, Johann Vogler, an die Universität Wittenberg ging, begleitete er ihn als sein Famulus. Die letzten Gymnasialklassen besuchte er in Magdeburg, bis ihn die Pest nach Königsberg zurücktrieb. Im Jahre 1626 bezog er die dortige Universität um Theologie zu studieren, scheint aber durch die Gelehrtenzänkereien bald die Lust daran verloren zu haben und wandte sich den humanistischen Studien zu. Er war zunächst Privatlehrer und erhielt endlich 1633 eine karg besoldete Stelle als Lehrer an der Domschule.

Schon als Student war Simon Dach mit dem Dichter Robert Roberthin eng befreundet. Ihm verdankte er wertvolle geistige und materielle Förderung. Zusammen mit Roberthin, Johann Strobäus und anderen Dichtern, zu denen sich der Komponist Heinrich Albert, ein Vetter von Heinrich Schütz, gesellte, gründete er den Königsberger Dichterbund. Von der innigen Freundschaft, die diesen Kreis verband, geben einige, erst in den letzten Jahrzehnten aufgefundene Gedichte Kunde. Der kurfürstliche Rat Robert Roberthin betrieb die Ernennung Simon Dachs zum Professor an der Königsberger Universität. Als diese 1639 erfolgte und eine glückliche Wendung seiner Lebensverhältnisse brachte, konnte er 1641 Regina Pohl, sein geliebtes „Pohlinchen", heiraten, obwohl sein Jahresgehalt nur 190 Thaler betrug. Seine Dichtung begann sich zu entfalten. Immer größer wurde der Kreis der Studienfreunde und Professoren, der Beamten des brandenburgisch-preußischen Hofes, der viele Jahre in Königsberg weilte, der Patrizier- und Adelsfamilien, zu denen er in enge Beziehungen trat und für die er lebte und dichtete. Zur Jahrhundertfeier der Universität im Jahre 1644, schrieb er ein Singspiel „Prussiarchus", das mit Alberts Musik von den Studenten aufgeführt wurde. Nur kurze Zeit konnte er sich des Besitzes des kleinen Landgutes erfreuen, das ihm der Große Kurfürst 1658 geschenkt hatte. Er starb am 19. April 1659.

Obwohl Lieder und Gedichte den Hauptteil seines Schaffens ausmachten, erschienen sie zu seinen Lebzeiten nicht als Buch, sondern nur in zahlreichen Einzeldrucken. Lediglich in den acht Heften der Arien von Albert sind einhundertzwanzig Lieder Dachs vereinigt. Erst zwanzig Jahre nach seinem Tode dachten seine Erben an eine Buchausgabe, die 1680 als „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Szepter" die an das kurfürstlich-brandenburgische Haus gerichteten Gedichte vereinigte, und 1696 erschien ein Neudruck als „Poetische Werke". Eine umfangreiche handschriftliche Sammlung des Archivars der Königsberger Ratsbibliothek Heinrich Bartsch, ging verloren, als dieser sie als Geschenk an Gottsched sandte. Daß uns trotz dieser Verluste Simon Dachs Dichtungen fast lückenlos zugänglich sind, ist dem Königsberger Professor Walther Ziesemer zu danken, der sämtliche bekannten Gedichte, einschließlich der Schauspiele und der in den evangelischen Gesangbüchern erschienenen Kirchenlieder in einer vierbändigen, 1936—38 erschienenen Gesamtausgabe herausgab.

Die Dichtung des deutschen Barock war zu einem großen Teil höfische Dichtung, prunkhafte Repräsentation des Absolutismus, der die Herrschaft des reichsstädtischen Bürgertums ablöste und in der die Überfremdung der Fürstenhöfe und der „Alamode"-Geist der Zeit ihren Ausdruck fand. Gleichzeitig, und besonders vom Königsberger Dichterbund, wird jedoch die Tradition des Volksliedes des 15. und 16. Jahrhunderts weitergeführt. Neben den Hofbarock tritt damit der Volksbarock, der sich in den Gemeinschaftsgesängen Simon Dachs am schönsten entfaltet. So ist es auch kein Zufall, daß Simon Dach viel weniger als andere Dichter seiner Zeit als Versmaß den damals „modernen" Alexandriner verwendet, sondern vorwiegend im altdeutschen vierfüßigen Knittelvers dichtet. Sieht man von dem Beiwerk ab, erscheinen seine Gedichte schlicht, volkstümlich, reich an Stimmung, einfach im Aufbau, oft von wundervoller Innigkeit und Zartheit, von der tiefen Frömmigkeit eines harmonischen, unkomplizierten Menschen getragen, der sich demütig und dankbar fügt, wie Gott es will. Bei ihm gibt es keine wilde Auflehnung gegen das Schicksal, wie sonst in der Barockdichtung, keine Verzweiflung, kein Händeringen, Stöhnen und Schreien. Gewiß leidet auch er, aber er ist dennoch voller Zuversicht. Er ist immer zum Tod bereit, aber er bejaht auch das Leben. Simon Dach lebt und dichtet aus einem sicheren Gefühl der Geborgenheit in Gott. Er gibt dieses Wissen in seiner Dichtung weiter, und seine Freunde singen seine Lieder, oft drei- und fünfstimmig, die Hochzeitslieder zum Feste, die Trostlieder an offenen Gräbern, Liebes- und Schäferlieder zu froher Abendstunde. Und sie klingen weiter und finden von Königsberg in das Reich.

Während der Krieg Deutschland überzieht und die Zukunft dunkel vor jedem Einzelnen steht, sucht Simon Dach Zuflucht in der Stille: „Du stiller Wald, von Anmut reich, du eb'nes Feld, du klare Quelle . . ., du süße Landruh, nimm mich an . . ., In ärgerlichen Städten leben, ist zwischen Höll' und Himmel schweben." Das ist fast modernes Naturgefühl. Er sucht und sieht das Unzerstörbare, immer Gültige, wenn er davon dichtet, wie der Reif auf den Gräsern liegt, der Fink in den Weiden singt, die Raupen auf den Blättern kriechen, die Bienen von Blume zu Blume summen. Ein Vers wie „Jetzt schlafen Berg und Felder mit Reif und Schnee verdeckt", spricht auch uns in seiner Innigkeit noch ganz unmittelbar an.

Von den kriegerischen Ereignissen blieb Simon Dach verschont. Dennoch beunruhigte ihn, daß Ostpreußen im ganzen doch Frieden hatte, während die Menschen im Reich Not litten, wenn auch gelegentlich schwedische Heere das Land durchzogen und Polen und Tartaren über die Grenze kamen. Daß Magdeburg, wo er glückliche Jugendjahre verlebt hatte, zerstört wurde und daß Deutschland sich in endlosen Kämpfen selbst zerfleischte, erschütterte ihn tief:

„Wo laß ich Deutschland, dich? Du bist durch
Blut und Morden
Die dreißig Jahr her nun dein Henker selbst
geworden
Und hast dich hingewürgt; denn deiner
Freiheit Ruhm,
Die deine Seele war und bestes Eigentum,
Muß in den Fesseln gehn . . ."

Simon Dach hing mit leidenschaftlicher Liebe an Deutschland, an seiner Heimat Preußen, an seiner Wirkungsstätte Königsberg und seiner Vaterstadt Memel.

Dem Großen Kurfürsten brachte der Dichter grenzenlose Verehrung entgegen, aber er war sich auch seines eigenen Wertes bewußt. Mit stolzer Freude durfte er sich sagen, er zuerst habe in Preußen deutsche Dichtung verkündet:

„Phöbus war bei mir daheime.
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir.
Meine sind die ersten Saiten:
Zwar sang man vor meinen Zeiten,
Aber ohn Geschick und Zier!"

Hans Teichmann

Gebet

Herr, gib uns helle Augen,
Die Schönheit der Welt zu sehn!
Herr, gib uns feine Ohren,
Dein Rufen zu verstehn,
Und weiche, linde Hände
Für unserer Brüder Leid
Und klingende Glockenworte
Für unsere wirre Zeit!
Herr, gib uns rasche Füße
Nach unserer Arbeitsstatt —
Und eine stille Seele,
Die deinen Frieden hat!

FRIEDA JUNG

Aus Frieda Jung „Auch ich hab mit dem Schmerz zu Tisch gesessen", ausgewählte Dichtungen in Hochdeutsch und Platt in Vers und Prosa. Gräfe und Unzer Verlag, München.

KULTURSCHAFFENDE UNSERER HEIMAT

Professor Eduard Bischoff

Zehn Jahre sind nun schon vergangen, seitdem der ostpreußische Maler Eduard Bischoff das Dorf Holxen in der Lüneburger Heide, den ersten Zufluchtsort nach der Vertreibung, verließ und in der Künstlersiedlung Halfmannshof in Gelsenkirchen eine neue Wirkungsstätte fand. Der alte Gutshof am Rande der großen Industriestadt, der kürzlich durch Errichtung eines neuen Wohn- und Atelierhauses aufs glücklichste erweitert wurde, erinnert ein wenig an die erste Behausung des jungen Künstlers und Meisterschülers von Ludwig Dettmann und Richard Pfeiffer auf dem Gutshof von Friedrichswalde bei Königsberg.



Foto: Bildarchiv Lankau

Wer Bischoffs Schaffen seit jener Zeit verfolgt hat, sieht ihn in einer steten Aufwärtsentwicklung; manchmal auf scheinbaren Um- und Abwegen; aber vielleicht gerade sie haben seinen künstlerischen Erfahrungsschatz bereichert, sein technisches Können immer noch erhöht und seine schöpferische Ausdruckskraft verstärkt und verinnigt, so daß er immer mehr zu sich selber fand.

Die Ausstellung, die Eduard Bischoff im vergangenen Herbst anläßlich seines zehnjährigen Aufenthalts im Halfmannshof zeigte, bewies deutlich, mit welchem Ernst der Verantwortung, mit welchem unermüdlichen Fleiß, ja, man muß schon sagen: mit welcher künstlerischen Besessenheit er am Werke ist. So überraschend vielseitig die Fülle der ausgestellten Ölbilder, Porträts, Aquarelle, Skizzen und Drucke auch war, es konnte sich dabei doch immer nur um einen Bruchteil alles dessen handeln, was Bischoff in diesen zehn Jahren geschaffen hat. Der größere Teil davon befindet sich bereits in öffentlichem oder in Privatbesitz. Und von den monumentalen Aufgaben, die dem Künstler häufig gestellt wurden, bekam man kaum eine Ahnung. Es sei hier z. B. an die riesigen geschliffenen Glasfenster im Rathaus von Buer erinnert, an die großen farbigen Kirchenfenster von Schalke und Hattingen, an die Wandmalereien, Hochreliefs oder Mosaikbilder in öffentlichen Gebäuden. Gerade solche Aufträge, wie Bischoff sie mit besonderer Vorliebe auch schon in Königsberg ausgeführt hat, zwangen immer wieder zu einer neuen Einstellung auf das wechselnde Material, erforderten eine neue Technik und führten daher auch zu einer immer größeren Vervollkommnung seiner handwerklichen Fähigkeiten.

Wenn manche dieser großen Werke in ihren Motiven auch das pulsierende Arbeitsleben der Industrie gestalteten, aus dem Gesamtwerk spürt man doch deutlich, daß Bischoff in den dunklen Fabrikstädten des Westens nie ganz heimisch geworden ist. Wohl hat er hier eine ruhige und gesicherte Arbeitsstätte gefunden, eine schöne Geborgenheit in der Gemeinschaft gleichgesinnter Kameraden, seine Wandersehnsucht aber führt ihn immer wieder in die Ferne und fast immer auch irgendwo ans Meer, das ihm liebste und vertrauteste Element, das stets auch ein Stück ostdeutscher Heimat für ihn bedeutet. Wo immer es sei, an der holsteinischen Ostsee oder an der stürmischen Nordsee, am blauen Mittelmeer oder an den Ufern des gewaltigen Atlantik, immer ist es der arbeitende Mensch in seiner natürlichen Umgebung, der Fischer in seinem Boot, bei den Netzen, im harten Kampf mit Wasser und Sturm, was Bischoff in vielfachen Abwandlungen, künstlerisch erregend, zu gestalten weiß. Und immer von neuem bewundert man sein Vermögen, Mensch und Landschaft in großartigen Kompositionen zu einer harmonischen Einheit zusammenzufügen.

Seit jeher ein Meister der Palette weiß er in allen seinen Werken um feinste, duftigste Farbnuancierungen. Doch er scheut sich auch durchaus nicht, stärkste Farben in scharfem Gegensatz nebeneinander zu stellen. In seinen letzten Arbeiten ist Bischoff zu einer fast unwahrscheinlichen Transparenz der Farben gelangt. Diese Transparenz, dieses Leuchten ganz von innen her, ist es — neben der immer überzeugender werdenden Einfachheit seiner Linienführung — wohl auch, wodurch der geistige Gehalt seiner Bilder oft so stark offenbar wird, das w a h r h a f t „Abstrakte", das nicht unbedingt mit Gestaltlosigkeit gleichzusetzen ist.

Es ist kaum nur ein Zufall, daß Bischoff in seinem Streben nach eindringlichster Einfachheit jetzt wieder den Holzschnitt, mit zwei, drei oder gar vier Farbplatten, bevorzugt. Auch da kehren sie wieder, die heimatlichen Motive, alten, glücklich geretteten Skizzenbüchern entnommen: leuchtende Dünen, die ins Endlose wandern, mächtige Kurenkähne im Sturm, Eisfischer auf mondscheinüberglänztem Haff, masurische Erntearbeiter mit hoch geschwungener Sense. Daneben eine erschütternde Folge von Schwarz-Weiß-Drucken: Bilder aus dem Kriege, von der Flucht, zerborstene Häuser, zerbombte Wagen am Treckweg, ermattetes Vieh, verwundete Soldaten, tote Menschen. Alles mit wenigen charakteristischen Strichen gezeichnet; die natürliche Holzmaserung der Platten geschickt ausgenutzt — eindrucksvoll wie aus einem mittelalterlichen Historienbuch. Ohne Wehleidigkeit, ohne Anklage — und dennoch in der Unerbittlichkeit der Darstellung das Dokument eines Schicksals, das nicht nur nach außen hin ertragen, sondern auch innerlich überwunden wurde und daher künstlerisch letzthin gültig gestaltet werden konnte.

Man braucht nicht erst die zahlreichen Darstellungen religiösen Inhalts zu betrachten, um zu ergründen, woher der Maler diese Kräfte der Überwindung und der Gestaltung schöpft. Es ist sein großes, reines, unbeirrbares Menschentum, das sich in seinen Werken immer wieder ergreifend offenbart. Man sieht es seinem letzten Selbstporträt an, dem tiefen Ernst im Antlitz des Künstlers, der sich im Umgang mit Menschen bei aller Tiefgründigkeit oft so froh und heiter gibt, gleich aufgeschlossen der guten Musik, den Werken der Literatur, dem echten Humor.

Künstlertum ist nicht nur eine Gnade, es ist auch schwerste Aufgabe und größte Verantwortung. Künstlertum bedeutet ein ewiges Auf und Ab zwischen innerer Stille, die des himmlischen Empfanges harrt und schmerzvoll bohrender Unruhe vor der Vollendung jedes Werkes. Es ist Beglückung und Verdammnis zugleich. Wer wollte daran zweifeln, daß Eduard Bischoff um dies zwielichtige Geheimnis alles wahren Schaffens weiß. Diese dynamische Polspannung der schöpferischen Kräfte ist es, die im Werke geeint, den Bildern des Künstlers ihre zwingende, magische Wirkung auf Geist und Seele der Beschauer verleiht. Untrügliches Zeichen echten, lebenträchtigen Schöpfertums.

kdg

Kulturelle Nachrichten

Deutsches Schrifttum in Polen sehr gefragt

Weite Kreise der polnischen Intelligenz haben großes Interesse an einem kulturellen Brückenschlag nach dem Westen, besonders nach Deutschland. So fand vor einigen Wochen in der polnischen Hauptstadt die polnische Uraufführung von Heinrich von Kleists „Prinz von Homburg" statt. Eine andere Warschauer Bühne brachte den „Prozeß" von Franz Kafka heraus. Aus Allenstein wird von einer polnischen Übertragung von Ernst Wiecherts „Die Jerominkinder" berichtet; die Übersetzung läuft als Fortsetzungsroman in einer Wochenschrift. Ein Warschauer Verlag brachte den bekannten Roman „Radetzkymarsch" von Joseph Roth in einer gut aufgenommenen polnischen Übertragung heraus. In Krakau veröffentlichte die dortige katholische Wochenschrift „Tygodnik Powszechny" eine über mehrere Nummern laufende ausführliche Würdigung der „Skeptischen Generation" des bekannten Hamburger Soziologen Schelsky.

Käthe-Kollwitz-Ausstellung in New York

In der New Yorker Kunstgalerie St. Etienne werden gegenwärtig Zeichnungen, Radierungen und Lithographien der 1945 verstorbenen großen deutschen Graphikerin Käthe Kollwitz ausgestellt. Die Ausstellung enthält unter anderem auch einige ihrer berühmt gewordenen Plakate, in denen die Not der Armen auf eindringliche Weise dargestellt wird, sowie einige seltene und weithin unbekannt gebliebene Arbeiten aus ihrer letzten Zeit.

Bildreihe über Ostpreußens Musik

Das Ostpreußische Musikstudio in Salzgitter hat eine Lichtbildreihe zusammengestellt, in der Handschriften ostpreußischer Komponisten, Komponistenporträts, Aufnahmen von Musikstätten des Landes und weitere bildliche Beweise vom regen Musikleben des Raumes zwischen Weichsel und Memel gezeigt werden sollen. Die Bildreihe, die musikalisch durch Schallplatten und Klavierspiel untermalt werden soll, wird demnächst in mehreren Städten Niedersachsens zu sehen sein.

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte



Prof. Eduard Bischoff / Ostpreußischer Markt (Öl)

Annemarie in der Au:

Ich bring euch Friede

So sehr hatte sich der Rudi noch nie auf seine Ferien gefreut wie in diesem Jahr. Ganz allein sollte er zu Onkel Wilhelm und Tante Henne aufs Land fahren, und das war mit seinen neun Jahren immerhin eine großartige Angelegenheit. Na ja, Muttchen würde ihn in den Zug setzen, und der Onkel Wilhelm würde ihn mitsamt seinem kleinen Pappkarton auf der Station in Empfang nehmen, aber die halbe Stunde Fahrt würde er doch ganz allein sein.

Übrigens war Onkel Wilhelm gar nicht Rudis richtiger Onkel und Tante Hanna auch gar nicht seine richtige Tante, aber das zu wissen, erschien Rudi vollkommen unwichtig, wenn er sich nur richtig an die Namen sämtlicher Pferde und Kühe erinnerte, wie er sie vor zwei Jahren von Onkel Wilhelm gelernt hatte.

Er erkannte noch alles wieder. Er redete die Pferde, mit denen Onkel Wilhelm ihn von der Station abholte, gleich mit Liese und Lotte an, und seine Lieblingskühe waren noch immer Mulle und Liene.

Ach, es war herrlich bei Onkel Wilhelm und Tante Hanna! Rudi streunte den ganzen Tag durch Garten und Felder, hielt sich während der Mittagshitze im nahen Wald bei den sichtbar reifenden Himbeeren auf und begnügte sich damit, nur dann im Hause zu erscheinen, wenn er gerade Hunger auf ein Stück Schwarzbrot mit frischer Butter darauf oder auf Speckkartoffeln oder auf eine Schale dicker Milch mit viel Zucker verspürte. Am liebsten wäre er sogar nachts draußen geblieben, mitten unter den Kühen oder wenigstens doch in der Scheune, wo das Heu geradezu verlockend duftete. Aber da fand er energischen Widerstand bei Tante Hanna, die ihn abends regelmäßig zu finden wußte, ihn erst in einen großen Bottich mit Wasser und dann in das große Bett mit den blaukarierten Federbetten steckte.

Ja, es waren wunderschöne Ferientage für Rudi, und sie wären noch schöner gewesen, wenn Onkel Wilhelm und Tante Hanna nur nicht alle Augenblicke wegen der geringsten Kleinigkeit gleich so kriegerisch gegeneinander gewesen wären. Zwar waren es immer nur Kurzgefechte, aber sie stimmten Rudi immer traurig, weil er Onkel und Tante gleichermaßen gern hatte.

„Sie können sich kein Friede nich halten!" hatte er die alte Petronella eines Nachmittags ärgerlich mit ihrem zahnlosen Mund murmeln hören. Was die Petronella, die so etwas wie ein zeitloses Inventar des Hauses darstellte, mit Friede meinte, das begriff Rudi nicht ganz. Er kannte nur Friede, und das war die Kuh des Nachbarn, die den geradezu ausgeprägten schönen weißen Stern zwischen den Augen trug. Aber die Kuh konnte die Petronella doch wohl nicht gemeint haben. Aber was dann? Nun, vielleicht ist Petronella schon so alt und mit ihren Gedanken schon so weit voraus, daß man sie nicht mehr einholen konnte.

Darüber waren nun wieder ein paar Tage vergangen. Rudi kommt am späten Nachmittag von einer sehr ausgedehnten Landstreicherei nach Hause. Wie er an der guten Stube vorbeistreicht, hört er drinnen wieder einmal die Tante Hanna schimpfen. Onkel Wilhelm war nämlich mit seinen Dreckstiebeln geradewegs vom Stall in die gute Stube gegangen, wo er dringend Arnika aus dem Wandschränkchen zu holen hatte. Darüber hatte ihn Tante Hanna erwischt und war in eine entsetzte Zeterei ausgebrochen wegen der dreckigen Stiebel und der sauber gescheuerten Diele. So entspann sich denn ein hitziger Disput, ob man in dringenden Fällen auch mit Dreckstiebeln in die gute Stube dürfe, oder ob man nicht dürfe, und Rudi, der eben jetzt Ohrenzeuge des Disputes wurde, verstand aus allem nur, daß es um einigen Kuhmist ging.

Sofort fiel ihm wieder Petronellas Ausspruch ein, und es wurde ihm unverrückbar klar, daß es sich doch wohl um des Nachbars Kuh Friede handeln müsse. Aber warum sollten sich denn Onkel Wilhelm und Tante Hanna die Friede nicht halten können, wie die Petronella sagte, wo sie doch schon so viel Kühe hatten? Vielleicht wollte der Nachbar nicht? Aber wenn der Nachbar wüßte, daß es bloß deshalb immer Streit zwischen Onkel Wilhelm und Tante Hanna gab, weil sie sich keine Friede hielten, dann würde er sie ihnen bestimmt abgeben.

Während der Rudi sich das alles so zurechtlegt, ist er schon auf dem Wege zu Nachbars Weide, wo er die Friede abgesondert von den anderen Kühen angepflockt weiß. Er weiß genau, was er zu tun hat, und dem Nachbarn wird er morgen alles erklären. Er ist ja gut Freund mit dem Nachbarn. Heute ist keine Zeit zu verlieren.

Ja, so wird er Friede bringen, und die Kuh trottet auch ganz sanft und selbstverständlich hinter Rudi drein. Nur als Rudi sie über die Hausschwelle führen will, schüttelt sie verwundert den Kopf, und als der Rudi die Tür zur guten Stube aufstößt, fängt sie sogar an zu bocken und zu muhen. Aber das liegt vielleicht weniger an der guten Stube und an dem Disput, der da noch immer vor sich geht, sondern an der Petronella, die gerade aus der Küche kommt und entsetzt und mit Geschrei die Hände zusammenschlägt. Rudi aber kümmert sich um nichts. Er zerrt so lange an der Kette, bis er Friede in der guten Stube drin hat.

Eine Weile ist alles still, erschreckend still, selbst Petronella und selbst die Kuh, von Onkel Wilhelm und Tante Hanna ganz zu schweigen. Es scheint dem Rudi wie eine schwüle Stille vor einem Gewitter zu sein, und das ist es auch. Darum flüstert er auch bloß noch ganz leise: „Ich bring euch Friede" und möchte am liebsten ganz weit weg sein.

Während Onkel und Tante noch immer wie zwei Mauern in der Gegend stehen, fängt Petronella an zu jammern und den Kopf zu schütteln, mit den Händen immer wieder ineinander zu schlagen und zwischendurch zu schimpfen. Rudi ist den Tränen nahe. Er versteht nichts mehr. Er hat es doch so gut gemeint, und Petronella war es doch gerade, die das mit der Friede gemurmelt hatte, und das alles sagt der Rudi nun.

Wieder wird es still. Zuerst schießt's der Tante Hanna ganz rot ins Gesicht, und sie weiß nicht, wo sie hinblicken soll. Auch Onkel Wilhelm läuft rot an, und es sieht so aus, als wenn er lachen wolle. Die Petronella aber hat sich noch nie so schnell aus einem Zimmer bewegt wie eben jetzt, und sie ist doch immer sehr schnell.

Der Rudi sieht das alles ebenso verwirrt mit an wie die schwüle Stille zuvor. Da bricht der Onkel Wilhelm in Lachen aus, geht zur Tante Hanna hin und nimmt sie einfach in den Arm, und die Tante Hanna sträubt sich kein bißchen und lacht schließlich auch. Die Friede aber, wohl um zu zeigen, daß sie sich auch freue, hebt den Schwanz und läßt was fallen, mitten in die gute Stube hinein. Onkel Wilhelm sieht es zuerst, und war sein Lachen bisher wie ein Gurren, so wird es jetzt zum Donnern. Er schlägt sich auf die Schenkel, stößt Tante Hanna in die Seite und kann sich nicht mehr halten. Und wahrhaftig, die Tante Hanna tut mit ihm mit und ist kein bißchen mehr böse. Und als sie sieht, daß der Rudi mit großen ängstlichen Augen auf die Friede und auf den Kuhfladen sieht, da nimmt sie ihn wie ein kleines Kind auf die Arme, drückt ihn und küßt ihn und lacht immer wieder und hat dabei ganz feuchte Augen.

Die Sache mit der Friede und mit dem Frieden, die der Rudi so ineinander verquickt hatte, ist beides und zu aller Zufriedenheit geregelt worden, aber da schlief der Rudi schon fest und glücklich in seinem großen blaukarierten Bett.

Der Friede ist zwischen Onkel Wilhelm und Tante Hanna fortan immer gehalten worden, und die Friede blieb auch bei ihnen. Der Nachbar hatte Verständnis für die ganze Angelegenheit rund um den und die Friede.

Strom im Osten

Sein Gleiten atmet viel Gelassenheit,
als wäre er ein Spiegel für die Sterne,
die nächtens über der verlassenen Ferne
der Steppe stehn. Er gibt dir das Geleit

und eilt nicht. Denn er weiß, sein Weg ist weit,
und nur, wer ohne Hast geht, geht auch gerne.
Und wer noch keine Heimat hat, der lerne
sie suchen, wie der Strom sich einst befreit

in die erahnte Unermeßlichkeit
des Meeres, die er drängend in sich trägt
und unaufhaltsam, denn sie ist sein Ziel:

Dem Riesen gleich, der Felsen, hingelegt
vor seinen Fuß — als wäre es ein Spiel —
allein durch seines Schreitens Macht bewegt.

Josef Moder

Fritz Kudnig:

Onkel Gottlieb und die christliche Seefahrt

Meine schon seit frühester Jugendzeit unbezähmbare Vorliebe für das feuchte Element begnügte sich allmählich nicht mehr damit, das in Bächen und Morästen befindliche Wasser in meinen Bein- und Fußbekleidungen nach Hause zu schaffen. Wasser dient ja nicht nur dazu, Stiefel und Hose damit zu füllen. Es hat auch die bewundernswerte Eigenschaft, schiffbar zu sein.

Schon wenn ich früher meinen schönen Blechdampfer in Mutters Badewanne hatte herumfahren lassen, war oft die Sehnsucht in mir aufgestiegen, auch selber einmal wie dieser herrliche Dampfer auf dem Wasser zu schwimmen. Da meine persönliche Schwimmkunst leider nie zur Vollendung gedieh, mußte ich notgedrungen nach einem Ausweg suchen. Er fand sich während meiner Sommerferien überraschend bald in Gestalt der mächtigen Waschwanne meiner Tante Liese in Deutschendorf. Es paßte zu dieser Wanne wie die Faust aufs Auge, daß sich in unserem dortigen Obst- und Bleichgarten auch ein wunderschöner Teich befand. Die Gelegenheit zu Dampferfahrten und sonstigen sportlichen Unternehmungen war also denkbar günstig.

Mit Hilfe meines getreuen Spielgefährten Heinrich rollte ich die hölzerne Waschwanne, die wesentlich größer als ich selber war, und die nach der großen Wäsche gerade zum Trocknen am Hause lehnte, zu dem mit Brettern abgesteiften Ufer unseres Teiches. Dort gaben wir ihr mit vereinten Kräften und lautem Hurra einen mächtigen Schubs, so daß sie mit einem Wuppdich und mit mächtigem Getöse über die hölzerne Verkleidung des Ufers hinweg in den tieferen Wasserspiegel hinunterplaukschte. Das Wasser sprang schäumend hoch empor und die bisher friedlich darauf schwimmenden Enten erhoben sich mit jähem Angstgeschrei und heillosem Geschnatter in die Luft, um sich vor uns Ungeheuern ans Ufer zu retten.

Glücklicherweise schien niemand im Hause diesen Höllenspektakel gehört zu haben. So nahmen wir beiden Unholde, uneingeschränkt fröhlich, bewaffnet mit einer langen Wäschestange, abwechselnd in der Wanne Platz und stakten begeistert in dem Wasser herum, bis uns vor Freude der Schweiß ausbrach. — Dies Vergnügen dauerte leider nur so lange, bis mein unhörbar aus der Scheune herbeigekommener Onkel Gottlieb, jäh wie ein Spuk, vor uns stand und uns drohenden Auges anschrie, ob wir das Trinkwasser im Teiche jetzt nicht gründlich genug aufgewühlt hätten.

Wir überzeugten uns durch einen raschen Blick auf den bewegten Wasserspiegel, daß dies tatsächlich der Fall war. Das vordem schön klarblaue Wasser unterschied sich in nichts mehr von der moorschwarzen Modderkaule auf dem Roßgarten, in der ich meine frühen Schwimmversuche getätigt hatte.

Onkel Gottliebs feuersprühendes Auge, das jede meiner Bewegungen scharf überwachte, bewog mich, nunmehr schleunigst das Land anzusteuern. Es nutzte leider nichts, daß ich, um mit heiler Haut davonzukommen, mit äußerster Kraft nach der Richtung ruderte, die dem Standpunkt meines Onkels gerade entgegengesetzt war. Als ich, in Angstschweiß gebadet, landete, stand Ohm Gottlieb, der ein paar mächtige Sprünge getan hatte, bereits neben mir. Und er zögerte trotz seiner gottgefälligen Namens und unserer engen Verwandtschaft nicht eine Sekunde, sondern kniff mir, bevor ich auch nur einen Atemzug hatte tun können, mit teuflischem Grinsen so lange an meinen Ohrläppchen herum, bis ich das leidvolle Gefühl hatte, dort nur noch ein paar Fetzen Hackfleisch zu haben.

„Zur freundlichen Erinnerung an deine christliche Seefahrt!" meinte er und ließ diesem frommen Wunsche ohne Verzögerung auch noch eine Backpfeife folgen, die nicht von schlechten Eltern war.

Doch kein Schmerz währt ewig. Und **keine noch so böse Erinnerung vermag die verkommene Menschenkreatur von weiteren Untaten abzuschrecken, was sich** schon in absehbarer Zeit als unleugbare Tatsache erwies.

Herbert Wessely

Vorfrühling

Aus dem grauen Erdbraun der Wiesen steigt fröhliches Grün. Erst an den Rändern des Weihers und der hundert Rinnsale, die wie seltsames Gitterwerk den Wiesenhang zerteilen, dann über die ganze Wiese hin, von unten herauf, vom feuchten, lebenspendenden Grunde. Es ist immer so, in jedem Frühjahre. Nicht, daß es diesmal anders und etwa Besonderes wäre, überraschender, eindringlicher oder früher als sonst. Es ist wie in jedem Jahre, nur — ich sehe es so, als wäre es das erstemal. Daß es so etwas gibt!

Aus der grauen Öde dieses wachsende, singende Grün. Es ist überall und in hundert Stufen und Tönen. Hängt wie seidiger Hauch in den Birken und bricht aus den glänzenden Knospen der Buchen mit einer Kraft des Leuchtens, als läge jedes Blatt, jede Knospe auf Goldgrund.

Dunkel und ernst stehen die winterbraunen Fichten. Aber die Lärchen! Wie Moos und Gewölle treiben sie ihr samtiges Grün, weich und fromm.

Nur die Eichen und Eschen zögern, die großen Zweifler und Zauderer. Aber ihre Knospen glänzen schon voll Erwartung und verhaltener Kraft.

Soll ich da in die Stadt gehen, durch die grauen Gassen und Höfe, wo die Menschen wirre Dinge treiben, die ihnen das A und O ihres Lebens dünken?

Wie aber tappen sie am wahren Wesen vorbei, das nicht aus nacktem Nutzen und ausgeklügeltem Gewerke bricht, aber über stillem Weiher, windbewegtem Strauche und aus dem Vogelliede emporsteigt. — Was ist schon an der Stadt, an ihren starren, steinernen Kristallen — gemessen am Baum und Wald? Irr hallt das Schwirren und Schrillen, der Lärm des Getriebes und das Dröhnen der Maschinen.

Hier am Rande der Berge aber summt die Wiese, rauscht der Wald und singt der Bach sein frühlinghaftes Lied. Weiß schäumt es in feinen Silberstreifen über die moosigen Steine. **Das ist die Welt Gottes, und hundertfältiges Leben füllt sie.**

Der braune Acker nimmt die Saat auf, und aus tausend Zweigen bricht die lebendige Zuversicht — leise, ohne leeren Schall, grün und heilend.

Deutsch-polnische Nachbarschaft - Problem und Aufgabe

Barsinghausener Gespräche jetzt in einer Schriftenreihe

Der ostpreußische Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, beginnt nun, die Referate und Ergebnisse der „Barsinghausener Gespräche", über die wir bereits wiederholt berichteten und die, das soll noch einmal betont werden, nicht genug begrüßt werden können, in Broschüren zusammenzufassen und somit einem großen interessierten Kreis zugänglich zu machen. Die Barsinghausener Gespräche vereinen Wissenschaftler, Ostexperten, Männer der Kirche, Politiker, auf der anderen Seite Vertreter der Vertriebenenverbände und der Deutschen Jugend des Ostens, um im Gespräch miteinander Wege für eine Neuorientierung unserer Ostpolitik zu erarbeiten. Daß sich bei derartigen Gesprächen die Meinungen oft hart im Raum stoßen, wird aus der Zusammensetzung des Gesprächskreises verständlich; das zeigt uns aber andererseits, wie wichtig es ist, miteinander zu sprechen, um zu Ergebnissen zu kommen, die für gemeinsame Schritte in naher oder fernerer Zukunft die gesunde Grundlage für ein friedliches Nebeneinander der Völker im Osten bilden können.

Aus dem dritten Band unter dem Titel „Deutsch-polnische Nachbarschaft als Problem und Aufgabe", der die Referate des dritten Barsinghausener Gesprächs im November 1958 zusammenfaßt, bringen wir nachstehend einen Abschnitt aus der Zusammenfassung von Pastor Dr. Werner Petersmann, Hannover. Die beiden ersten, ebenfalls bereits im Druck vorliegenden Bände stehen unter dem Motto „Der geistige und politische Standort der Heimatvertriebenen" und „Der Reichsgedanke und die Völker". Augenblicklich wird der vierte Band mit dem Titel „Deutsch-russische Nachbarschaft" vorbereitet. (Jeder Band DM 2,90).

Menschlicher Kontakt

Es erhebt sich jetzt die Frage, die zumal die Jüngeren unter uns mit praktischem Drängen stellen: ja, was können und sollen wir denn nun tun? Wie ist hier eine echte und verheißungsvolle Begegnung möglich, die zu einem Zusammenkommen und Übereinkommen an runden oder eckigen Tischen führt?

Nun, der erste Schritt, der immer möglich und geboten ist, das ist der menschliche Kontakt! Besonders eben dann, wenn verhängnisvolle geschichtliche Entwicklungen oder Ereignisse sehr schwer überbrückbare Klüfte aufgerissen und die Fronten verhärtet haben. Dann ist es einfach zunächst die rein persönliche Fühlungnahme von Mensch zu Mensch, die jene verhärteten Fronten an einer noch so kleinen Stelle aufweicht und die ersten noch so schmalen Zugänge eröffnet. Lassen Sie mich das bitte vorweg am eigenen Erfahrungsbeispiel konkret deutlich machen. Nach dem ersten Weltkrieg kam ich, anno 1925, durch meinen Lehrer Rudolf Otto als erster „German Fellow" der „Rockefeller Foundation" für zwei Jahre an das Union Theological Seminary in New York City, einfach zunächst um hier ein menschliches Brücklein schlagen zu helfen. Rudolf Otto mit seinen weltweiten Beziehungen aus religionsgeschichtlichen Forschungen hatte in dieser ersten Katastrophenzeit auch einen „Religiösen Menschheitsbund" gesammelt, einfach um die menschlichen Gewissen aus letzter Verantwortung zusammenzubringen; ich habe diesen Bund in seinem Auftrage gelegentlich zum Beispiel in Verhandlungen mit Quäkern vertreten, die ja durch ihre bedingungslose praktische Nothilfe, wie die Kinderspeisungen, rein menschlich die Herzen gewannen. Nach der französischen Besetzung des Ruhrgebietes, meiner Heimat, hatte ich selbst einen studentischen Kontaktkreis „Marburg—Paris" ins Leben gerufen, den wir später der „International Fellowship of Reconciliation" angliederten.

Es war mir jedenfalls manches auch sehr ärgerlich an diesen zunächst immer rein menschlichen Kontakten. Warum waren die Elsässer darunter so französisch ausgerichtet? Warum mußte mein dänischer Freund ausgerechnet in Paris lutherische Theologie studieren? Warum wollten bei einem Zusammensein in Dänemark unsere französischen und dänischen Freunde so viel Ball spielen, wo doch die Diskussion entscheidender politischer Fragen drängte? Aber der menschliche Kontakt kommt offenbar leichter auf im „homo ludens", wenn „das Kind im Manne" gesellig spielt. Wir „Germanen" suchen ihn nach uralter Vätersitte im abendlichen Umtrunk — freilich geschieht das auch östlich so, wenn ich an meine freundschaftlichen Wodka-Kontakte mit prachtvollen Polen in Galizien denke. Der Wiener Kongreß hat getanzt. Gewiß nicht nur, aber auch. Es kommt die Tuchfühlung durch alle mögliche menschliche Teilnahme: ein begabtes Pariser Studentenpaar lernte ich auf einer Marburger Zusammenkunft unseres Kreises kennen, da war es verlobt; als ich es in Dänemark wiedertraf, da war es verheiratet; in New York hatte es dann sein erstes Baby. Unser französischer Freund, ein Nationalökonom, hatte studienhalber die SU bereist und bereiste nun die USA und schrieb darüber. So klein und rund und menschlich ist unsere Welt. Entschuldigen Sie diesen persönlichen Exkurs; er sollte die konkreten Wege deutlicher machen. So mannigfaltig sind menschliche Kontakte — sehr kleine bunte Steinchen, aber auch die große Historie ist unter diesem Aspekt oft „Weltgeschichte wie sie keiner kennt", ein eigentümliches intimes Mosaik.

Erst recht ist nun beim heutigen Polen solcher rein menschliche Kontakt der erste Zugang. Abgesehen von der Vergatterung durch den Eisernen Vorhang überhaupt, zeigt das Querschnittbild oben (der erste Teil dieser Zusammenfassung, der hier aus Platzgründen nicht wiedergegeben werden kann. Die Red.) mannigfach arg verklemmte Fenster und Türen. Ganz verklemmt ist die politische Haustür. Es ist völlig verkehrt, das Gespräch mit der Oder-Neiße-Grenze beginnen zu wollen. Diese noch so bedrängenden politischen Fragen sollen nicht endgültig ausgeklammert werden, aber sie stehen ganz am Schluß der Tagesordnung und sind erst dann diskutierbar, wenn die Atmosphäre echter menschlicher Begegnung und ehrlichen Vertrauens hergestellt ist.

Kontaktbereich und Kontaktthema sind sachlich vor allem jene kulturellen Gebiete, in denen die geistige Lava der Zusammengehörigkeit mit dem abendländischen Westen mit mythopolitischer Vulkangewalt aus den unterirdischen Tiefen vorgebrochen ist. Auch das muß in und aus menschlicher Herzlichkeit geschehen — wie jener Archivar sie übt, der darauf hinweist, daß an dieser oder jener Stelle in Polen ein Rubens oder eine wertvolle Handschrift vergraben liegt, und der sie so lieber den Polen ausliefert, als sie in der Erde vermodern zu lassen. Das Besuchs- und Begegnungsgespräch, die Fühlungnahme mit Studierenden, Messegästen, Journalisten und Schriftstellern, wissenschaftliche Tagungen und alle geistigen Gremien bieten das fruchtbarste Feld. Es sollte vor allem bebaut und ausgebaut werden. Welcher Anbau dann auf diesem Felde inszeniert werden kann, mag exemplarisch die Anregung des Internationalen Schulbuchinstituts in Braunschweig zeigen, die deutschen und die polnischen Geschichtsbücher für den Schulunterricht zu revidieren. Und es mag bei dieser Gelegenheit auch hingewiesen werden auf den ökumenischen kirchlichen Kontakt bei der Einweihung der protestantischen Trinitatiskirche in Warschau.

Der weitere Kontaktbereich der wirtschaftlichen Austauschmöglichkeiten ist mit starken Hypotheken belastet. Englands Handel mit Polen ist wohl beträchtlich. Es mag auch als Blitzlicht die westwärts offene Situation erhellen, wenn unter den noch freieren kleinen polnischen Industriellen, mit denen Kontakte auf den Messen in Posen oder Hannover möglich sind, dieser oder jener aus dem Bundesgebiet bezogenen Kunststoff zu Hula-Hupp-Reifen verarbeitet. Aber wie dem auch immer sei, abgesehen von der gelenkten Kombinatsverflechtung der industriellen Wirtschaft Polens und des Ostblocks überhaupt mit der Sowjetunion bestehen nicht nur die ökonomischen Fragen, welche Güter uns denn Polen anzubieten hätte und auf welche Weise langfristige Kredite zu tätigen wären, sondern vor allem jene besondere Fragwürdigkeit: sollen wir mit deutschen halbwegs geschenkten Investitionslieferungen den Wiederaufbau und die Industrialisierung in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen fördern, daß es optisch dann so wirkt, als habe Polen das alles geleistet, und somit also unsererseit die unleidlichen politischen Verhältnisse für die Zukunft mit stabilisieren helfen? Keineswegs kann diese Sache einer opportunistischen Wirtchaft und ihrem rein konjukturellen Denken ausgeliefert, sondern nur der politischen Verantwortung ausgehändigt werden. Dieser Bereich ist eine im engeren Sinne politische Frage, die je nach der Situation der Staatsmann entscheiden muß. Etwas ganz anderes dagegen ist die karitative Nothilfe und Unterstützung, die nun wiederum wirklich in voller menschlicher Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft geschehen sollte; aber auch sie muß gut gezielt geleistet werden.

Am Schluß, aber wirklich erst ganz am Schluß steht der politische Kontakt- und Themenbereich mit solch heißen Eisen wie der Oder-Neiße-Grenze. Aber freilich muß sie schließlich dann einmal erörtert werden. Sonst wäre es ja ein Vogel-Strauß-Spielen oder Kneifen. Sie sollte freilich nicht die ständig erschielte Nutzanwendung sein, nicht die in jesuitischer Pädagogik abgezielte „Moral von der Geschicht", aber dann doch die echte, harte Probe aufs Exempel, wenn das menschliche Vertrauensverhältnis so hergestellt ist, daß es Stich hält. Aber auch hier müssen die brennenden aktuellen Fragen einer gerechten und rechten politischen Zukunftsgestaltung mit menschlicher Verständigungsbereitschaft aus jenem geistig-kulturellen Bereich heraufwachsen. Sie stehen auch hier am Ende einer Erörterung der beiderseitigen und verzahnten Geschichte als Nachbarschafts- und Schicksalsgemeinschaft. Sie stehen am Ende der beiderseitigen Revision der Geschichtsbilder, wie sie oben für die Schulbücher schon genannt war. Sie stehen dann am Ende einer menschlich offenen Erörterung der gültigen Grundsätze politischer Völkergemeinschaft: daß, nach den heutigen völkerrechtlichen Maßstäben, nicht fragwürdige „historische" Grenzen irgendeiner Epoche entscheidend sein können, sondern die Volkstumsgrenzen der betreffenden Gegenwart, und daß diese nicht bestimmt werden durch Sprache und „autochthone" oder empirische Volksbiologie (dann würde ja das Elsaß und auch die Schweiz zum Deutschen Reich gehören müssen!), sondern durch das Bekenntnis und die Selbstbestimmung der Menschen selber. Auch daß für die komplizierte Mischung der Volksgruppen in Ostmitteleuropa die einfache nationalstaatliche Betrachtung und Lösung des Westens nicht genügt, sondern daß vielmehr eigentümliche und gewiß zukunftsweisende „europäische" Visionen des Mit- und Ineinanderlebens vonnöten sind. Auch daß das Heimatrecht nicht nur als persönliches Menschenrecht verstanden werden kann, sondern als volkhaftes, und daß die Benötigung des recht verstandenen volkhaften Lebensraumes Verzichte oder Kompensationen an diesem Punkte ausschließt, gerade um zukünftige Krisen und Konflikte zu vermeiden. Ganz am Ende solcher menschlich-ehrlichen Erwägungen wird man dann auch den „heißen Brei" der Grenzfrage gemeinsam und freundschaftlich löffeln können.

In unseren Tagungsgesprächen wurden über solche freien Kontakte hinaus auch Kultur- und Wirtschaftsabkommen und Kultur- und Wirtschaftsmissionen eventuell für wünschenswert gehalten. Sie könnten für solche schöpferischen Kontakte förderlich sein, wenn sie diese nicht in staatlichem Apparatismus ersticken. Und sie müßten mit Persönlichkeiten besetzt sein, die nicht nur den diplomatischen Comment der Vergangenheit und des Westens beherrschen und auch nicht nur menschliche Verständnisbereitschaft besitzen, sondern auch die Instinktsicherheit, die der Osten hat und die im Osten atmosphärisch lebensnotwendig ist. Die Frage der politischen Vertretung dagegen ist der Politik im engeren Sinne zu überlassen.

BÜCHER - die uns angehen

Dr. Günter Dettmar: DIE OST- UND WESTPREUSSISCHEN VERWALTUNGSBEHÖRDEN IM KULTURKAMPF. Band 2 der von Dr. W. Hubatsch herausgegebenen „Studien zur Geschichte Preußens". Verlag Quelle und Meyer, Heidelberg. 143 S., DM 14,—.

Der Kulturkampf (1871 bis etwa 1887) entstand aus dem Gegensatz zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche. „Der aus protestantischem Denken gewachsene Staat und die katholische Kirche mußten in scharfen Gegensatz geraten, wenn beide zu gleicher Zeit versuchten, ihre Idee, aus der sie lebten, voll in die Wirklichkeit zu übersetzen." Durch die Verkündigung der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Vatikanischen Konzil 1871 entstand dieser Machtkampf, der schließlich unentschieden blieb und mit gegenseitiger Toleranz endete.

In Ostpreußen — Westpreußen ist ein Kapitel für sich — spielte sich dieser Kampf naturgemäß fast ausschließlich im katholischen Ermland ab. Dr. Dettmar untersucht an Hand ungedruckter Akten aus dem Staatl. Archivlager Göttingen und dem früheren Preuß. Geh. Staatsarchiv, jetzt in Merseburg, wie sich die scharfen Gesetze in der Praxis auswirkten, und geht ein auf die einzelnen Vorgänge, die damals viele Gemüter stark erregten. In der Hauptsache behandelt er den Braunsberger Schulstreik, der um den Religionsunterricht ging, die strittige Vorbildung der Geistlichen am Priesterseminar Braunsberg, die Besetzung des Frauenburger Domkapitels und die Durchführung der staatlichen Gesetze in dem rein ermländischen Orden der Katharinerinnen. Bischof in Frauenburg war bis zu seiner Berufung auf den Kölner Erzbischofsstuhl 1886 Dr. Krementz; er erwies sich als ein sehr geschickter Gegenspieler des Königsberger Oberpräsidenten und des Regierungspräsidenten. Mehrfach wurden gegen den Bischof hohe Geldstrafen verhängt, von der Einziehung sah man jedoch größtenteils ab. Eine ganze Anzahl ermländischer Pfarrstellen blieb unbesetzt. Pfarrer und Vikare wurden wegen Widerstands gegen die Staatsgesetze mit Gefängnis bestraft, bis dann Bismarck allmählich die allzu scharfen Gesetze abbaute. — Die sehr sorgfältige Arbeit beleuchtet einen nicht unwichtigen Teilausschnitt unserer Heimatgeschichte und stellt gleichzeitig einen Beitrag dar zur Verwaltungsgeschichte am Ende des 19. Jahrhunderts. Ein wertvoller Anhang mit zeitgenössischem und statistischem Material gibt einen Begriff von der großen geleisteten Arbeit, die aus einer Doktor-Dissertation entstand.

Dr. W. Gr.

WESTPREUSSEN IN 144 BILDERN. Herausgegeben von Dr. H. B. Meyer. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. Ktn. DM 8,50, Ln. 10,80.

In der Reihe Ostdeutscher Dokumentarbildbände „in 144 Bildern" erschien nun für die ost- und westpreußische Heimat in Ergänzung und Abrundung zu den bereits vorliegenden Bänden („Königsberg", „Masuren", „Von Memel bis Trakehnen", „Das Ermland" und „Danzig") der besonders von den Westpreußen lang erwartete Band „Westpreußen". An Hand ausgesuchten Bildmaterials (das alle Bände dieser Reihe auszeichnet) wird der Beschauer auf eine Wanderung durch Westpreußen mitgenommen. Sie beginnt bei Thorn, führt uns weichselwärts bis zur Danziger Bucht und der Halbinsel Hela. Es folgen die westlich davon gelegenen Kreise von Konitz und Bromberg bis Schlochau und Deutsch-Krone. Im Osten erstreckt sich die Reise von Elbing und dem Haff über Marienburg und Marienwerder bis zum Kreis Rosenberg, und den Abschluß bildet Danzig als die ehemalige Provinzialhauptstadt. Die über Land und Geschichte so aufschlußreiche Einführung schrieb der Herausgeber Dr. H. B. Meyer (dem wir auch den Danzig-Band verdanken).

So ergibt sich in Bild und Wort eine Darstellung dieses Landes, wie sie jeden Westpreußen erfreut, wie sie aber auch den Schulen und anderen Bildungsstätten und nicht zuletzt jedem, der sich sonst über diese deutsche Provinz unterrichten will, endlich die nötigen Unterlagen dazu vermittelt. Verlag und Herausgeber kann für diese Bildband nicht genug gedankt werden.

Robert Penn Warren: ALLE WÜNSCHE DIESER WELT. Roman. Aus dem Amerikanischen übertragen von Helmut Degner. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 526 S., Ln. DM 19,80.

Wie in Warrens „Amantha" (erschienen 1957 im C. Bertelsmann Verlag) steht auch in seinem Roman „Alle Wünsche dieser Welt" im Mittelpunkt eine Frau, ein zwiespältiges, unausgeglichenes Wesen, das nicht nur an seiner eigenen Unzulänglichkeit scheitert. Sue Murdock geht an einer Umwelt zugrunde, der sie vergeblich zu entrinnen trachtet. Repräsentant dieser feindlichen Umwelt ist ihr Vater Bogan Murdock, ein skrupelloser Geschäftsmann, der alle Menschen, selbst seine Familie, in das große Spiel um Macht und Reichtum wie Schachfiguren einsetzt.

Warrens Stärke ist die ungemein eindringliche Charakterisierung der Menschen des amerikanischen Südens. Er führt keine Person in die Handlung ein, ohne die Motive ihres Tuns und Lassens von ihrer bisherigen innerlichen und äußerlichen Entwicklung abzuleiten. Dazu bedient er sich immer wieder sehr geschickt der Technik der Rückblendung und bezieht auch die oft zeitlich weit zurückliegenden Geschicke der auftretenden Menschen in die Handlung ein.

Auch in diesem Buch sagt Warren wieder dem Materialismus, der Habgier, der Ichsucht und Heuchelei, dem Wahn, mit Geld alles kaufen zu können, den Kampf an. Der Stil des Buches ist hart, realistisch und äußerst wendig, dabei von einer eigenartigen, ungekünstelten Poesie. „Alle Wünsche dieser Welt" ist ein weiterer Beweis dafür, daß Robert Penn Warren zu den wenigen wirklich bedeutenden Dichtern Amerikas zählt. Sein auch verfilmter Roman „Der Gouverneur" hat ihn in der ganzen Welt bekannt gemacht und ihm neben schon erhaltenen Preisen für seine Lyrik zum zweiten Male den Pulitzer-Preis gebracht.

I. W. und A. Hauer: DER DEUTSCHE BORN. Teil 3 und 4 in einem Band. Der Mensch im Ringen um sich selbst und seine Gestaltwerdung. Türmer-Verlag, München. 276 Seiten.

Dies große Gemeinschaftswerk Professor I. W. Hauers und seiner Frau, das uns bisher ein „Hausbuch für Besinnung und Feier", die Bände „Heimat, Wandern, die Natur im Vielgebilde" und „Die ewigen Fragen" schenkte, fand in dem jetzt erschienenen Doppelbande „Der Mensch im Ringen um sich selbst und seine Gestaltwerdung" seinen Abschluß. Man sagt kaum zuviel, wenn man behauptet, daß diese Bände in ihren Gedichten und Sprüchen einen Querschnitt durch das dichterische und denkerische deutsche Geistesschaffen darstellen. Es gibt von der Edda bis zur Gegenwart kaum einen Namen von Gewicht, den man in dieser aus großer Belesenheit schöpfenden Gesamtschau vermißt, die von feinem geistig-seelischem Tastgefühl zeugt. — Wer weiß nicht um die Wurzellosigkeit des heutigen Menschen in seiner äußeren und inneren Gehetztheit und um seine dazu folgende Oberflächlichkeit in der Beantwortung aller ihn bedrängenden und bedrohenden Lebensfragen. Hier, in diesen Bänden, die man mit vollem Recht den „Deutschen Born" genannt hat, fände jeder, der überhaupt noch das Suchen nach innerer Bereicherung und Vertiefung kennt, einen unversiegbaren Licht- und Kraftquell und einen stillen Lebensführer in der geistigen Finsternis und Verwirrung, die das karmisch bedingte Kainszeichen unserer Tage ist.

Fritz Kudnig

Klaus Wrage: BEATRICE. Eine neue Schau Dantes. Im Selbstverlag, Eutin/Holst., Am Kellersee. DM 3,60.

Wenn Prof. Dr. Reinfelder, der Präsident der Dantegesellschaft, Wrage „den mystisch und künstlerisch reichsten aller Dante-Illustratoren" nennt, zeugt dies von der überragenden Bedeutung dieses Künstlers, dessen „Dante-Blockbuch" nicht weniger als 260 Bild- und Textholzschnitte zu Dantes Göttlicher Komödie enthält, die in ihrer unerhörten Anschaulichkeit zu dem heutigen bildoffenen Menschen wahrscheinlich noch unmittelbarer zu sprechen vermögen, als es vielleicht die Dichtung selber kann; weil Verse — und nun gar so eigenwillige und „abseitige" wie die Dantes — nur noch zu wenigen Menschen zu finden scheinen. — Es ist begreiflich, daß es den Künstler schon aus diesem Grunde drängte, in der oben genannten Broschüre eine Einführung in sein Dantewerk zu schreiben, das in Wahrheit das Gewicht eines ernsten Lebenswerkes hat.

Fritz Kudnig

Agnes-Miegel-Schule in Wilhelmshaven

Besondere Ehrung für die Dichterin – Agnes-Miegel-Spende für Schulen gestiftet

In wohl allen Gruppen unserer Landsmannschaft wird im vergangenen Monat ehrenvoll des 80. Geburtstages von Agnes Miegel gedacht worden sein.

In Wilhelmshaven wurde der großen Ostpreußin eine besondere Ehrung zuteil: Auf Antrag des Vorsitzenden der Gruppe, Obermedizinalrat Dr. Zürcher, hat der Rat der Stadt beschlossen, einer neuen Mittelschule den Namen Agnes-Miegel-Schule zu geben, und der Oberbürgermeister selbst ließ es sich nicht nehmen, eine darüber geschaffene Urkunde Agnes Miegel persönlich an ihrem Geburtstag in Bad Oeynhausen mit allen guten Wünschen der Stadt zu überreichen.

Dr. Zürcher hatte darüber hinaus eine andere in ihrer Weise wohl einmalige Ehrung vorbereitet: Spenden, ja Opfer vieler Landsleute ermöglichten die Agnes-Miegel-Spende, aus der am Geburtstage von Agnes Miegel Schulen der Stadt Wilhelmshaven Werke ostpreußischer Schriftsteller, vornehmlich von Agnes Miegel, erhalten sollen, um auch auf diese Weise die Dichterin und ihr Werk und damit den ganzen deutschen Osten für immer mit unserer Jugend zu verbinden. Auch über die Werke der Dichterin, besonders eindrucksvoll „Die Fähre" und „Wagen an Wagen". Oberbürgermeister Nieter gab dann selbst die Gründe bekannt, die zur Namensgebung „Agnes-Miegel-Schule" geführt hätten: „Das was Sie heute hier gehört haben, rechtfertigt unseren Beschluß vollauf." Er schilderte den tiefen Eindruck, den sein Gespräch mit Agnes Miegel auf ihn gemacht habe und schloß: „Die Lieder und Balladen der ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel werden nicht vergehen, solange die deutsche Zunge klingt."

Für alle Vertriebenen aus dem deutschen Osten dankte Obermedizinalrat Dr. Zürcher dem Rat der Stadt für die „Agnes-Miegel-Schule", sie sei hervorragend geeignet, deutsches Land im Osten vor dem Vergessen zu bewahren.

Es war ein besonders denkwürdiger Augenblick, als er dann an drei Schulen, voran an die Patenschule, Agnes Miegels Gesamtwerk in sechs Bänden überreichen konnte, die Agnes Miegel in diesem Stiftungsjahr mit ihrem Namen gezeichnet hatte.

Die Stiftungsurkunde, deren Inhalt mit großem Beifall aufgenommen wurde, hat folgenden Wortlaut:

„Die Landsmannschaft Ostpreußen in Wilhelmshaven schafft am 80. Geburtstag von Agnes Miegel, der Künderin des Deutschen Ostens, seiner Burgen und seiner Dome, der Hüterin ostpreußischer Lebensart in verehrungsvoller Dankbarkeit die Agnes-Miegel-Spende, die von nun an alljährlich am Geburtstage der Dichterin an Schulen unserer Stadt vergeben wird und aus Werken ostpreußischer Schriftsteller, vornehmlich von Agnes Miegel, bestehen soll.

Unserer Jugend sei diese Spende allezeit Mahnung an die hohe Kultur und die schöpferische Kraft des Landes zwischen Haff und Weichsel. Sie sei Verpflichtung und Ruf — all ihr Wollen und Können einzusetzen, dies Land unserer Väter mit friedlichen Waffen des Geistes wieder heimzuführen in ein ungeteiltes freies Deutsches Vaterland."

Die Leiter der in diesem Jahre mit der Spende bedachten Schulen versicherten mit ihrem herzlichen Dank für die großartige Spende, daß die Heimat der Dichterin und der ganze deutsche Osten in der ihnen anvertrauten Schuljugend immer wachgehalten würde!

Voller Ergriffenheit hörte dann die Festversammlung die Silberglocke des Königsberger Domes und von Agnes Miegel selbst gesprochen ihr Gedicht: „Es war ein Land —", man meinte, die Dichterin wäre selbst mitten im Kreise der Zuhörer.

Die Sinfonie G-dur von Haydn beendete die sehr eindrucksvolle Feierstunde, die wirklich eine Agnes-Miegel-Ehrung besonderer Art war. Die Gruppe Wilhelmshaven hat mit ihrem Vorsitzenden, Obermedizinalrat Dr. Zürcher, vor allem durch die Agnes-Miegel-Spende ein nachahmenswertes Beispiel gegeben, wie eine Großstadt erfolgreich aufgerufen werden kann, eine große Ostpreußin und ihr Werk und damit den ganzen deutschen Osten zu ehren und mitzuhelfen, dies Land vor dem Vergessen zu bewahren.

Ehrungen und Feiern für Agnes Miegel

Agnes-Miegel-Spende überreichte der Vorsitzende der Gruppe, Dr. Zürcher, am 9. März in Bad Oeynhausen eine von Künstlerhand geschaffene Urkunde.

Am 11. März veranstaltete die Gruppe dann eine außerordentlich würdig verlaufene Agnes-Miegel-Feierstunde in der schönsten Aula der Stadt, die in frischem Grün und Blüten prangte und bis auf den letzten Platz besetzt war. Voller Stolz konnte der Vorsitzende zahlreiche Ehrengäste begrüßen, an ihrer Spitze den Oberbürgermeister mit Rat und Verwaltung, voran Oberstadtdirektor Dr. Schumann. Der Rektor der Hochschule für Sozialwissenschaften, ferner alle Schulgattungen, die Kirche und die sonstigen Behörden waren meist durch ihre Chefs vertreten.

Ein großes Orchester aller Oberschulen begann die festliche Veranstaltung mit Händels Feuerwerksmusik. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden hielt dann der ostpreußische Dichter Hans-Joachim Haecker (Hannover), die Festrede, in der er ausführte, daß, wie Homer durch sein Werk Troja vor dem Vergessen bewahrt habe, Agnes Miegel durch ihr Schaffen, das längst Besitztum aller Deutschen sei, den deutschen Osten und vornehmlich Ostpreußen vor dem Vergessen bewahren werde. Mit dem Hölderlin-Wort „Was bleibt, stiften die Dichter" schloß er sein Gedenken für Agnes Miegel.

Ein besonders befähigter Abiturient des

Geburtstagsfeier in Oeynhausen

In Anwesenheit zahlreicher Vertreter des staatlichen und politischen sowie des wissenschaftlichen und kulturellen Lebens fand im Großen Kurhaussaal des Staatsbades Oeynhausen ein Festakt anläßlich des 80. Geburtstages der ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel statt.

Die Grüße der Bundesregierung überbrachte Bundesminister Professor Dr. Oberländer, der in seiner Ansprache der Dichterin dafür dankte, daß sie mit ihrem Werk dazu beigetragen habe, die Treue zur Heimat wachzuhalten, die Zuversicht zu stärken und die Lauen aufzurütteln.

Das Lebenswerk der ostpreußischen Dichterin würdigte der siebenbürgische Dichter Dr. Heinrich Zillich. Der Vorsitzende des „Ostdeutschen Kulturrats", Dr. Graf Henckel von Donnersmarck, brachte die Glückwünsche des Präsidenten des Bundes der Vertriebenen", Krüger, zum Ausdruck, und namens der Landsmannschaft Ostpreußen dankte deren Sprecher, Dr. Gille, der Dichterin für all das, was sie ihren vertriebenen Landsleuten gegeben hat.

Für das Land Nordrhein-Westfalen sprach Regierungsdirektor Dr. Galle; Regierungsdirektor Dr. Grabenhorst überbrachte Ehrengaben des Kultusministeriums und des Vertriebenenministeriums des Landes Niedersachsen. Nach Ansprachen der Regierungspräsidentin von Hannover, Frau Bähnisch, und des Direktors des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Dr. Köchling, folgten die Glückwünsche der Universitäten Königsberg und Göttingen, des „Göttinger Arbeitskreises" ostdeutscher Wissenschaftler und der Vertreter der Städte Bad Oeynhausen, Duisburg und Hameln.

Für den „Tatenhausener Kreis" sprach Dr. Rohleder, der die Stiftung einer „Agnes-Miegel-Plakette" bekanntgab, die für hervorragende Verdienste um die Pflege der ost-westdeutschen Beziehungen verliehen werden soll.

Bayrischer Literaturpreis für Agnes Miegel

Anläßlich des 80. Geburtstages der ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel verlieh ihr die Bayerische Akademie der schönen Künste den Literaturpreis der Akademie für 1959. In der Begründung der Verleihung heißt es:

Agnes Miegel ist mit ihrem Schaffen in Bereichen beheimatet, die unzeitgemäß erscheinen mögen, weil sie zeitlos sind. Ihre Dichtung steigt aus einer unmittelbaren Anschauung auf, die als visionär zu bezeichnen ist. Mit der Anschauung des menschlichen, kreatürlichen und naturbedingten Lebens verbindet sich in Agnes Miegl eine hellseherische Einfühlung in Grenzgebiete zwischen Himmel und Erde. Schon die frühen, um die Jahrhundertwende erschienenen Gedichte waren so sprachmächtig wie die Werke der Reifezeit. Nach 1945 entstanden aus bitterer Erfahrung der vertriebenen Ostdeutschen Gedichte von überpersönlichem Ausdruck. Sie stellen in ihrer schlichten und großartigen Aussage ein zugleich historisches und dichterisches Dokument dar.

Stimmen zum 80. Geburtstag Agnes Miegels

Die mütterliche Stimme des deutschen Ostens

Aus der Vielzahl von Würdigungen, die anläßlich des 80. Geburtstages von Agnes Miegel in hunderten von deutschen Zeitungen erschienen, greifen wir hier einige besonders eindrucksvolle Stimmen, heraus die von der Achtung und Verehrung zeugen, die Ostpreußens große Dichterin heute im gesamten deutschen Volke genießt.

Alma Rogge

„Agnes Miegels dichterisches Werk ist trotz allem Schweren nicht Anklage und Auflehnung gegen die dunklen Mächte, die ihr Leben und das ihrer Heimat beschatteten. Für sie gibt es immer noch neben dem Dunklen das Helle, neben dem Heillosen das Heilsame, haben neben den bösen die guten Mächte des Lebens ihre Wirkung behalten. Wohl klagt sie um unwiederbringlich Verlorenes, aber sie anerkennt zugleich aus der Weisheit ihres Herzens heraus größere, uns Menschen vielleicht nicht immer schon begreifliche Fügungen höherer Mächte.

Wer das Glück hat, Agnes Miegel persönlich zu kennen, wird tief angerührt empfinden, wie weltoffen sie immer noch ist, wie lebendig sie an allem teilnimmt, was an sie herangetragen wird, wie sie trotz ihres Alters noch schöpferisch blieb. Und er weiß auch, wie sie sich immer noch freuen kann, wie gern sie fröhlich ist. Ihre Heiterkeit kommt aus einem Herzen, das die Größe hat, nicht über das eigene Schicksal verbittert zu sein, kommt aus einer Güte, die zu verzichten und zu überwinden versteht."

Ruth Geede

Zehn Jahre später (1949): in einem Kinosaal in Rinteln sitzt eine Frau, deren mütterliches Antlitz von vielen Leiden spricht. Zum ersten Male nach dem grausamen Ende des Krieges umgibt Agnes Miegel ein Kreis von Menschen, die zu ihr gekommen sind, um sie wissen zu lassen, daß sie unvergessen ist. Es ist eine schlichte, aber so unendlich warme Feier. Hinter der Dichterin liegt die Flucht aus dem brennenden Königsberg, eine furchtbare Fahrt über See bis Dänemark, liegen Jahre hinter Stacheldraht und einsamer Wiederbeginn eines neuen Lebens in der deutschen Heimat, in der alten Wasserburg Apelern im Weserbergland. Aber Agnes Miegel greift wieder zur Feder. Was sie ihren Landsleuten nun schenkt, sind lebendige Erinnerungen, ist ein unsterbliches Stück Ostpreußen, ihrer über alles geliebten Heimat

Werner Wien

„Da war viel Preußisches am Werk, nicht so männlich freilich, daß es zur kantischen Abgrenzung der Urteilskraft gegenüber dem „Ding an sich" kam; aber es waren die Dinge, Gesichter, Geschichte und Geschick ihrer Heimat, die sich durch ihr Werk aussagen sollten, in balladischer Gewalt erspürt, in den Formeln ihrer Gedichte und der so hinstellenden Prosa beim Wort genommen.

Die Stimme ihres Herzens ordnete sich immer dem Chor der Stimmen ihrer ostpreußischen, aber durch viel Erbgang aus Friesland, vom Rhein und dem Salzburgischen auch der größeren deutschen Heimat ein. So ist auch in ihrem Gesamtwerk wohl kaum die Hälfte eigentliche Ostpreußendichtung, aber alles ist vom Gesetz, dem so zärtlichen und so harten Gesetz der Landschaft ihres Lebens zuinnerst geprägt, Zeugnis mehr einer Art als eines Raums und darum so unverlierbar, weil aus ihr niemand vertrieben werden kann."



(68)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Dieses Jahr is ja nu sehr frieh Ostern gewesen, und de Osterhasen haben orndlich gehubbert, wie se aufes Feld ihre Schuckladen-Eier legen taten. Denn wie aller dachden, nu is der Winter rum, da kam noch emal e kalter Wind und pusd ihnen unterm Zagel. Was hab ich mir gefreit, daß ich kein Osterhas nich bin!

Wissen Se, Ostern is bald noch scheener wie Weihnachten, und das liegt vor allem an dem Friehling, wo einem um die Zeit untre West rawauksden tut, daß einer ganz krieslig wird. Da is einer mit eins e ganz andrer Mensch, und einer könnd immer jauchzen und singen, bloß einer dirf nich, weil de andre Menschen denn womeeglich denken, daß einer e Happche dammlich is. Deshalb singt einer alles in sich rein, was auße Knopflöcher raus will. Und denn giebt Griendonnerstag-Kringel und geforbene Eier, und wenn denn noch e Mergeliche einem schmackostern kommt, denn fiehlt einer sich wie e Spirgel aufes Schmalzbrot.

„Ja, ja," sagd der alte Lepschies vorgte Woch, wie ich ihm vonnes Schmackostern erzähld, „man missde noch mal sechzig sein!" De Emma, was meine Frau is, hält allerdings nuscht von die alte Sitten. Das hat aber seinem besonderen Grund, und der heißt mit Vornamen Friedche. Das is e hibsches ostpreißisches Mergellche hier innes Dorf. **Was meinen Se, was die jedes Jahr Ostern Erstfeiertag fier Arbeit hat! Alle Hände voll hat se zu tun, denn alle Kerdels wollen von ihr schmackostert werden, und ihre Muttche weiß gar nich, wo se nachdem hin soll mit die Berge von Eier und** Speck. Genau wie de Emma sind auch die andre Frauen nich sehr dafier und treten ihr inne Seit, wenn se sich dadrieber aufregt. Heidnische Gebräuche sollen das sein, sagt se, und dadran könnden bloß abergleibische Menschen festhalten, wo geistig unterernährt sind. Aber wenn das wirklich wahr is mit die heidnische Sitten, denn will ich gern e unterernährter Heid sein. Einer muß sich direkt emal umne Vergangenheit kimmern, emmend hadden die noch mehr sone simpatische Gebräuche.

Aber nu hab ich mir wegen die Schmakkosterei richtig in Hitze geschrieben, und dabei wolld ich Ihnen, meine lieben Landsleite, eigentlich erzählen, wie mir emal umme Osterzeit zu Haus gegangen is. Es is nu all lang her, und es war so Anfang April, acht Tage vor Ostern. E bißche hubbrig war es auch noch, aber der Schnee war all weg, und de Emma ging jeden Morgen im Stall, de Hiehner fiehlen. Die legden rein wie verrickt, und es kadakschd dem ganzen Tag. Aber da waren auch e paar vornehme Hiehner mang, die hadden e Kopp fier sich. Die paßd es nich, sich aufes Nest zu hucken, wo all e andre gehuckt hadd, und deshalb kratzden se sich e Platzche inne Scheun oder aufem Hof. Denn konndst nachdem de Eier mitte Winschelrut suchen gehn. Deshalb steckd de Emma morgens jedem Huhnche dem Finger im Dups rein, und wer e Ei hadd, dirfd nich raus, sondern wurd eingespundt, bis es gelegt hadd.

Und denn kam der Tag, wo ich zwei Mandel Eier nach Insterburg bringen missd. Die kriegd der Herr Oberpostsekretär Raudies. Doll preisden se ja nich, und zu Ostern all gar nich, **aber de Mandel kosd doch wenigstens noch fimf e halb Dittche. Raudiessens wollden ganz sicher gehn, daß se auch frisch waren, deshalb missd ich als zuverlässiger Kollege ihnen liefern. Mitte Kleinbahn fahren lohnd sich** natierlich nich, denn das Balljett hädd dem ganzen Verdienst aufgefressen. So hold ich meinem Brennabor-Drahtesel außem Stall, wo er sich Winter ieber ausgeruht hadd, pusd ihm auf und öld ihm, packd de dreißig Eier hibsch im Rucksack rein, huckd mir rauf und brausd los längs die Karalener Schosseeh. Ich strampeld so richtig vergniegt durche Landschaft, denn ich freid mir auf die elf Dittchens, wo ich vonne Frau Raudies zu kriegen hädd. Drei durfd ich in Fusikalien umsetzen und mir hinter Mandel gießen, das hädd de Emma mir ausdricklich zugestanden. Sonst wär ich nämlich doch mitte Kleinbahn gefahren.

Bei Pieragienen kriegd ich Gesellschaft, da kam die dicke Hotopsche zu, wo in Insterburg aufem Markt Kimmel-Käs'chens verkaufen wolld. Wissen Se, die arme Frau war wirklich zu bedauern. Se aß wie e Vogelche, sagd se, und se wurd immer dicker und dicker. Wenn einer dreimal um die rumging, denn hädd er e Ausflug gemacht. Der Dokter hädd ihr Bewegung verordent, und deshalb hädd se sich auch e Fahrrad gekauft. Aber es gab keinem Sattel, wo fier ihr passen tat, se waren aller viel zu klein. Da hädd bloß e Virtel von ihrem Hinterteil Platz, drei Virtel huckden aufem Gepäckträger. Vorne anne Lenkstang hädd ihr Mann e Brettche angebracht, und da wurd der Korb mit die Kimmel-Käs'chens raufgestellt und angebunden.

Wir beide waren wirklich e drolliges Gespann, ich lang und dinn wie e ausgenommener Hering, und de Hotopsche klein und dick wie e Kugelkäs mit Beine. Wenn wir damals beim Film gegangen wären, die hädden Pat und Patachon bestimmt zu Haus geschickt. De Hotopsche trampeld sich rein de Seel außem Leib, besonders, wenn e bißche bergauf ging, wie e Aff und hädd e ganz rotem Kopp. Das sah ich, wenn ich mir umdrehd, denn ich missd vorneweg fahren. De Hotopsche hädd es nich gern, wenn einer hinter ihr fuhr. **So kamen wir in Luxenberg iebre Tilsiter Bahn und waren denn auch bald in Insterburg. Gleich,** wenn einer inne Stadt reinkam, ging es mit eins anne Spinnerei ziemlich steil bergab. **Unten anne linke Seit war so e Stückche Anger**, wo einer aufe Bleich am Pregel gehen konnd. Und an diese Stell ereild uns das Schicksal. Da spielden de Jungens Klippche, und einer machd gerad e dollem Schlag. Das Klippche sausd in hohem Bogen durche Luft und haud mir mit Wucht anne linke Back. Das is e ziemlicher Schreck, wenn einer aufem Rad so unverhofft mittem Klipp fiere Fress kriegt, besonders, wenn es aufem groben Pflaster steil bergab geht und einer keine Ricktrittbrems nich hat. Na jedenfalls verlor ich die Bilangs und haud rum. Ich konnd noch von Glick sagen, daß ich mir nich das Kreiz brach. Aber was nitzd das alles, ich kam auf meinem Rucksack zu liegen, und die zwei Mandel Eier waren nicht mehr wiederzuerkennen. In diese Schrecksekunde gingen mir die alf Dittchens durchem Kopp, aber ich kam gar nich dazu, mir alle Folgen von diese Riehrei-Tragödie auszumalen, denn mit eins kam de Hotopsche durche Luft geflogen und zerquetschd mit ihrem pummligen Kadawer bestimmt die letzte drei Eier, wo vleicht noch ganz geblieben waren. Se hadd natierlich nich bremsen konnd, aber se fiel wenigstens weich, indem daß mein Bauch als Madratz wirken tat. Ihre Kimmel-Käs'chens hädden zum Teil auch de Fassong verloren, der Schaden war aber zu reparieren, was ich von meine dreißig Eier leider nich behaupten kann. De Frau Oberpostsekretär Raudies ärgerd sich, daß se nu keine frische Eier hadd, aber denn fing se an zu lachen, ließ mir rein und hat mir bereinigt. Zum Dank dafier missd ich dem Teppich runterschleppen und auskloppen und nachdem auch noch de Gardienen anmachen, denn se hädd geradzig große Reinigung. Und weil ich ihr so leid tat, gab se mir zuletzt fimf Dittche. Mit die bin ich in Laurinats Bierstub gegangen und hab mir fimf Ausgewachsene hintrem Schlips gekippt. Ich mußd mir nämlich e bißche Mut machen gegne Emma, denn die hädd kein Verständnis fier einem solchen Verkehrsunfall. Daß de Hotopsche bei die Gelegenheit auf mir zu liegen kam, dirfd ich ihr all gar nich er**zählen. Na, jetz wird se es inne Zeitung lesen!**

Herzliche Friehlingsgrieße!

Ihr alter Ernst Trostmann

Landbriefträger z. A.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Flensburg

Mit „Liedern zur Laute" wurde die letzte Monatsversammlung der LO im Musiksaal des Deutschen Hauses umrahmt, dargebracht von den Geschwistern Ursula und Wulfhild Milthaler (fr. Königsberg). Während der 1. Vorsitzende, Dr. Kob, aus Anlaß des 80. Geburtstages von Agnes Miegel — Leben und Verdienste dieser ostpreußischen Dichterin — in kurzen Worten gedachte, überbrachte Wulfhild Milthaler der Landsmannschaft die Grüße von Agnes Miegel, deren 80. Geburtstag sie einen Tag zuvor mit ihrer Schwester in Bad Oeynhausen mitgefeiert hatte. Aus diesem Anlaß begannen die Geschwister Milthaler die Vortragsfolge mit Gedichten der großen Dichterin, deren Ursula Milthaler ein charakterliches musikalisches Gewand gegeben hatte. Im zweiten Teil wurde die ostpreußische Heimat mit ihren tiefen Wäldern, weiten Seen, Haff und Nehrung und ihren festgewurzelten Menschen in urwüchsiger Kraft lebendig. Zum Abschluß sangen die Künstlerinnen heitere und besinnliche von ihnen selbst vertonte Texte ostpreußischer Dichter im Dialekt. Während Ursula Milthaler (Komponistin) mit großem Können ihr Lauten-Instrument spielte und mit zartem, klangvollem Sopran führte, wurde sie durch die schlichte Altstimme ihrer Schwester ergänzt. Volksliedhafter Ton und Lautmalerei und der für jedes Thema typische Rhythmus gaben ihren Liedern eine seltene Lebendigkeit, die noch durch die Vortragskunst der Sängerinnen weitgehend unterstrichen wurde. Von allen Zuhörern wurden die Darbietungen mit starkem, aufrichtigem Beifall belohnt und den Künstlerinnen vom 1. Vorsitzenden herzlicher Dank im Namen aller ausgesprochen.

Itzehoe

Der „Pillkaller Jahrmarkt", die in Itzehoe schon traditionelle Veranstaltung der Landsmannschaft, wurde auch in diesem Jahre ein großer Erfolg. In den ausverkauften Räumen von Baumanns Gesellschaftshaus vergnügten sich die Teilnehmer nach Herzenslust. Erneut fand das „Pillkaller Standesamt" viel Zuspruch und auch die sonstigen Darbietungen erfreuten die „Jahrmarktsbesucher". Viele Gäste und alte Genießer hatten Gelegenheit, echten „Pillkaller" zu trinken. Der Marktmeister Fritz Gralki führte mit Charme und Schwung durch den Abend. Allgemein zählt in Itzehoe diese Veranstaltung zu den schönsten ihrer Art.

Eine würdige Feierstunde im Stadttheater Itzehoe veranstaltete die Landsmannschaft Ost- und Westpreußen anläßlich ihres 10jährigen Bestehens. Die große Zahl namhafter Ehrengäste und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens unterstrich, wie sehr sich die Landsmannschaft in Itzehoe allgemeiner Achtung und Wertschätzung erfreut. Es waren erschienen: MdL Fischer, Kreispräsident Dohrn, Landrat Matthiesen, Bürgervorsteher Busch, Bürgermeister Schulz, Oberstleutnant Johannes (Kommandeur des Gren.-Batl. 31 Itzehoe), Standortkommandant Major Witwer u. a.

Im Blickpunkt der festlich dekorierten Bühne stand das Abstimmungsdenkmal Allenstein. Zu einer Stunde der Mahnung und Besinnung gestaltete sich die Feier, in deren Rahmen das Streichquartett Urban Musik von Beethoven darbot. Das „Ostpreußenlied" und „Heilige Heimat", gesungen vom gemischten Chor der Ost- und Westpreußen unter der Leitung von Walter Lach sowie Rezitationen, vorgetragen von Hans Handt, bildeten das weitere Programm.

Der Festredner, Rechtsanwalt Reinhold Rehs, Kiel (früher Königsberg), MdB und Präsidialmitglied des Bundes der Vertriebenen, würdigte die von der Landsmannschaft in Itzehoe in zehn Jahren geleistete Arbeit und dankte dem Vorsitzenden, Schulrat i. R. Richard Grohnert, mit herzlichen Worten für die ernsten Bemühungen, den Heimatgedanken wachzuhalten. Der Festredner nahm zu der heimatpolitischen Lage eingehend Stellung und leitete seine Ausführungen mit allgemeinen politischen Betrachtungen ein.

Abschließend appellierte Rehs an die Jugend, in der Landsmannschaft die Arbeit von den schon gebeugten Schultern auf die eigenen zu übernehmen: „Ihr sucht Ideale, hier findet Ihr sie. Das Recht und die Freiheit waren stets höchste Werte der Menschheit."

Der langjährige Vorsitzende der Landsmannschaft, Schulrat i. R. Grohnert, erfuhr am Schluß der Feier eine besondere Ehrung. Landrat Matthiesen überreichte ihm den Patenschaftsteller des Kreises Steinburg. Im Namen der Stadt Itzehoe übergab Bürgervorsteher Busch der Landsmannschaft das neue Heimatbuch des Kreises Steinburg. Bürgermeister Schulz, früher Landrat in Pr.-Holland, ehrte MdB Reinhold Rehs, den treuen Verfechter des Rechts der Vertriebenen auf ihre Heimat, durch die Überreichung des Patenschaftstellers der Stadt Itzehoe.

Die Jahreshauptversammlung der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen ergab die einstimmige Wiederwahl aller Vorstandsmitglieder. Dem Vorstand gehören an: Erster Vors. Schulrat i. R. Grohnert, Stellv. Dr. Bahr und Lm. Glaner, Kassa Lm. Schlossecki, Schriftw. Frau Tiedtke, Presse Lm. Nowitzki, Beisitzer Frau Worm, Lm. Radtke, Gralki, Handt, Groth, Szymanzik, Teichert, Harnau; Kassenprüfer Lm. Jonas und Stachel.

Lübbecke

In der letzten Monatsversammlung gedachte die Ortsgruppe der LO des 80. Geburtstages von Agnes Miegel. Der Vorsitzende, Lm. Hardt, gab einen Überblick über die augenblickliche politische Lage. Lm. Neuwald berichtete sodann über die geplante Errichtung eines Mahnmals auf einem im Weichbild der Stadt liegenden Berg.

Seesen

Das „Heimatliche Kunterbunt" fand beim letzten Heimatabend ein starkes Echo und eine so aktive Mitarbeit der Heimatgemeinschaft, daß Obmann Papendick sich bereit erklärte, dieses lustige und erklärende ABC der altpreußischen Umgangssprache in weiteren Kulturstunden fortzusetzen. Über das „Aktuelle Problem der Heimatpolitik" sprach Lm. Luszik. Es folgte eine angeregte Diskussion über die angeschnittenen Fragen. — Für das „Haus des deutschen Ostens" in Hannover wurden 130,— DM als Bausteinspende abgeführt. — Anmeldungen für die dreitägige Pfingstfahrt nach Berlin vom 16. bis 18. Mai nimmt der Vors. Papendick entgegen. Gesamtpreis einschl. Stadtrundfahrt und Autobahngebühren ca. 31,— DM.

Hof/Saale

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen hatte ihre Mitglieder zu einer Agnes-Miegel-Feier aus Anlaß des 80. Geburtstages der Dichterin eingeladen. Eingangs dieser Versammlung gab der erste Vorsitzende, Studienrat Paul Bergner, eine Vorschau auf die nächsten Veranstaltungen. Am 11. April findet ein Lichtbildervortrag statt, am 2. Mai wird die Jahreshauptversammlung abgehalten. Der Jahresausflug, diesmal nach Lauenstein, mit Feier zum 10jährigen Bestehen der Hofer Kreisgruppe, wird am 31. Mai unternommen. — Im Anschluß daran schilderte der Vorsitzende Leben und Werk der größten lebenden deutschen Balladendichterin, der Dichterin Ostpreußens, Agnes Miegel. Es folgten Gedichte und Balladen, vorgetragen von Gisela Bergner und Beate Sziegoleit, die durch Treffsicherheit und Knappheit wie auch durch die ungewöhnliche Kraft des Wortes der Dichterin packten. Die Dichterin kam auf Tonband selbst zu Gehör mit „Es war ein Land" und dem „Abschied von Königsberg". Mit dem Läuten der Glocken des Königsberger Domes fand der inhaltsreiche Abend seinen Abschluß.

Traunstein

Bei der diesjährigen Jahreshauptversammlung konnte der Vorsitzende, Lm. Folkerts, das Bundesvorstandsmitglied Paul v. Saint sowie eine Anzahl von Landsleuten aus Lambach begrüßen. Der Vorsitzende würdigte zunächst Leben und Werk der ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel anläßlich ihres 80. Geburtstages. Anschließend daran wurde die von Agnes Miegel besprochene Ostpreußenplatte zu Gehör gebracht, und die versammelten Landsleute sandten eine Glückwunschadresse an die Dichterin. — Der Jahresbericht des Vorsitzenden zeugte von der regen landsmannschaftlichen Tätigkeit der Traunsteiner Gruppe: neben zehn Mitgliedsversammlungen und zahlreichen Vorstandssitzungen standen Lichtbilder- und andere Vorträge, das Erntedankfest, die Teilnahme an der Einweihung der Gedenkstätte der Heimatvertriebenen auf dem Waldfriedhof, die Weihnachtsfeier und das mit der Landsmannschaft Schlesien durchgeführte Faschingsvergnügen. Für ihre erfolgreiche Arbeit wurde den Vorstandsmitgliedern Folkerts und Schadau vom Landesverband Bayern, der Ost- und Westpreußen die Elchschaufel mit Silberkranz und Ehrenurkunde verliehen. Die Neuwahl ergab folgenden Vorstand: Erster Vors. Lm. Folkerts, Stellv. Lm. Konarski, Kassa Lm. Grohnert, Kultur Frau Romahn, Kassenprüfer und Beisitzer Lm. Pellnat und Kalinowski.

Diplome und Examina

Dr. med. Winfried Rathke aus Königsberg/Pr., Hufenallee 80, bislang Assistent am Tropenkrankenhaus Hamburg, bestand am Universitätsinstitut für Schiffs- und Tropenkrankheiten die Diplomprüfung für Tropenmedizin und Medizinische Parasitologie. Dr. Rathke wohnt zur Zeit in Hannover, Grimmstraße 9.

Stadtinspektor Gustav Hoppe, Wülfrath (Rhld.), Bergstraße 4, aus Königsberg/Pr., Hippelstraße 14, früher bei der Bank der Ostpr. Landschaft in Königsberg tätig, hat nach abgeschlossenem Studium und abgelegtem Examen an der Verwaltungs- und Wirtschafts-Akademie Wuppertal das Kommunal-Diplom erworben.

Schiffbauer Walter Lattek überraschte seinen Firmenchef und seine Arbeitskollegen bei der Schiffswerft Albert Eckhoff in Hoopte mit der vor der Handwerkskammer in Hamburg mit „Sehr gut" abgelegten Meisterprüfung, auf die er sich heimlich in Abendkursen vorbereitet hatte. Walter Lattek kam 1945 mit seiner Familie aus Königsberg/Pr.

Verdienstkreuz für Hertha Pech

Frau Hertha Pech aus Danzig, das stellv. Präsidialmitglied des Bundes der Vertriebenen — Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände — erhielt das Bundesverdienstkreuz I. Klasse, das ihr in einer Feierstunde in Hannover von Ministerpräsident Hellwege überreicht wurde.

„Alberten" für bestandenes Abitur

In Bonn hat die Landsmannschaft Ost- und Westpreußen wieder einen alten Brauch lebendig gemacht und allen ostpreußischen Abiturienten den „Alberten" überreicht. Das ist eine Plakette oder eine Anstecknadel mit dem Bildnis des letzten Hochmeisters des Deutschen Ritterordens, Albert, der die Universität Königsberg gründete, nach dem sie noch heute den Namen Albertus-Universität trägt. Es war in Ostpreußen üblich, daß jeder Abiturient von Verwandten und Bekannten nach bestandener Prüfung dieses Abzeichen bekam. Wir freuen uns, daß dieser alte Brauch in Bonn wieder aufgenommen wurde und hoffen, daß die Landsmannschaft Ostpreußen bald überall den Abiturienten den „Alberten" aushändigen wird; denn er ist heute Symbol für die Verbindung zur Heimat und Mahnung für die jungen Abiturienten zum Einsatz für die Heimat.

Ostpreußisches Jugendbildungswerk

Im März nimmt das vom Ostheim E. V. betreute Jugendbildungswerk in Bad Pyrmont seine Arbeit auf. Jeweils 40 bis 60 Jugendliche, Studenten und Angehörige der jungen Generation werden in laufenden Lehrgängen mit den ostpolitischen Problemen vertraut gemacht werden. Als Dozenten wurden namhafte Universitätsprofessoren, Publizisten und Jugendleiter gewonnen. Die Leitung der ostpreußischen Lehrgänge liegt bei der Bundesgeschäftsführung der Landsmannschaft Ostpreußen.

ES STARBEN FERN DER HEIMAT

Stadtrentmeister a. D. Paul Huhn aus Saalfeld/Ostpr. im Alter von 77 Jahren am 16. März in Emstek i. Oldb.;

Zeichenlehrerin i. R. Julie Tribukait aus Königsberg am 6. März nach kurzer Krankheit im Alter von 93 Jahren in Glashütte i. Sa.;

Ella Werner, geb. Conrad, aus Tilsit im Alter von 64 Jahren am 13. März in Uphusen, Kreis Achim.

Möge unseren lieben Toten die fremde Erde leicht sein.

Trakehner-Pferde bis nach Venezuela

Venezuela, Kanada, Österreich, Dänemark, die Schweiz und die Niederlande kauften im letzten Jahr durch Vermittlung des Trakehner Verbandes Trakehner Pferde. Dies ging aus den Berichten auf der diesjährigen Jahresversammlung des Verbandes hervor. Der Trakehner Verband, der das Erbe der „Ostpreußischen Stutbuchgesellschaft für Warmblut Trakehner Abstammung" im Bundesgebiet verwaltet, versammelt in seinen Reihen heimatvertriebene, einheimische und auch ausländische Züchter. Die Zahl der Mitglieder ist im letzten Jahr von 560 auf 612 angestiegen und die Zahl der eingetragenen Zuchtstuten von 634 auf 685, wozu außer den anerkannten Vollbluthengsten noch 49 Trakehner Hengste kommen.

Das Zuchtziel der heimatgebundenen bodenständigen Zuchten ist die Erstellung eines modernen Wirtschaftspferdes, wobei beim Warmblut die erforderliche Eignung für Reit- und Fahrzwecke dazu kommt. Das Zuchtziel des Trakehner Pferdes ist aber ein Gebrauchstyp, der sich vornehmlich für Reitzwecke bestens eignet, dessen Mutterstuten nach Möglichkeit auch die Eignung für die Verwendung in der Landwirtschaft besitzen sollen.

Trakehner in der Spitzengruppe

Zu den drei Pferdezuchtverbänden, die alljährlich mit einer Reitpferde-Auktion hervortreten, wobei der Verband hannoverscher Warmblutzüchter jährlich die Herbst- und Frühjahrsauktion in Verden aufzieht, gehört auch der Trakehner Verband. Die Restzucht des Trakehner Pferdes ist im Bundesgebiet auf alle Länder verteilt. Hannover gehört mit zu den Stützpunkten des Westdeutschland-Trakehners. Aus diesem Grunde ist es auch weiterhin nicht verwunderlich, daß bei der Trakehner Reitpferde-Auktion in Dortmund sich unter den 11 Pferden, die mindestens 5000 DM erzielten, nicht weniger als 6 Pferde aus Hannover befanden. Von den insgesamt 35 Pferden wurden 33 bei der Auktion zu einem Durchschnittspreis von 4275 DM bei einem Höchstpreis von 11 000 DM und einem Mindestpreis von 2500 DM zugeschlagen. 30 Pferde blieben im Bundesgebiet, während 3 Pferde ins Ausland gingen, davon zwei in die Schweiz und eins nach Dänemark. Die Niederländer, Belgier und Italiener blieben ohne Zuschlag. Mit 7700 DM konnte der 4jährige Wallach v. Abendstern, der in Oberhode, Kreis Fallingbostel, durch Frau Anna v. Zitzewitz, der Witwe des größten ostpreußischen Privathengstzüchters, gezüchtet wurde, den dritthöchsten Preis der Auktion erzielen, er ging nach Wiesbaden. Das Trakehner Gestüt von Fritz Bähre (Springe) verzeichnete mit seinen drei Pferden jeweils Preise von über 5000 DM. Auch der vom Trakehner Verband zur Auktion gestellte 4jährige Wallach Blizzard v. Totilas aus der Hunnesrücker Zucht kam mit 5900 DM in die Spitzengruppe.

16 Trakehner Hengste in Niedersachsen

Im Lande Niedersachsen wirken entweder für die Trakehner Restzucht und zum Teil auch als Blutauffrischer in der hannoverschen Landespferdezucht insgesamt sechzehn Trakehner Hengste, wovon drei beim Trakehner Gestüt Hunnesrück, 7 auf Stationen des Landgestüts Celle, 2 auf Stationen des Landgestüts Harzburg und 4 als Privatbeschäler wirken.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm (23) Oldenburg (Oldb.) Gotenstraße 33

Herzliche Geburtstagsglück- und Segenswünsche allen Aprilkindern unserer Gemeinschaft. Von ihnen vollenden **das 20. Lebensjahr:** am 17. 4. **Wolfgang Neumann** (Gumbinnen); **das 30. Lebensjahr:** am 19. 4. **Klaus Pangritz** (VfK Königsberg); **das 50. Lebensjahr:** am 3. 4. **Charlotte Willer-Rempel** (FrTV Königsberg), am 10. 4. **Gertrud Gelszinnus-Mischon** (Marienwerder), am 16. 4. **Erna Stickel-Hoffmann** (FrTV); **das 60. Lebensjahr:** am 6. 4. **Anni Raap-Hochmut** (KMTV Königsberg), am 7. 4. **Elly Händschke-Schmidt** (Zoppot), am 14. 4. **Hildegard Toussaint-Habekost** (KTC Königsberg), am 23. 4. **Otto Brandt** (Jahn Gumbinnen); **das 70. Lebensjahr:** am 1. 4. **Hugo Weick** (Elbing/Marienwerder), am 8. 4. **Kurt Pulter** (Lyck), am 11. 4. **Hermann Ellrath** (Pillau), am 25. 4. Frau **Frieda Eich (KTC** Königsberg), am 28. 4. **Ernst Stoehr** (Bartenstein); **das 81. Lebensjahr:** am 8. 4. **Rudolf Klug** (Lyck), am 24. 4. **Hilde Tribukait** (KMTV Königsberg). Gut Heil!

Deutschlandtreffen der Landsmannschaft Ostpreußen in der Hauptstadt Berlin Pfingsten 1959: Meldung über die Orts- oder Kreisgruppen der Landsmannschaft Ostpreußen. Für die Turner ist für die Veranstaltungstage eine noch zu benennende Gaststätte als Treffpunkt vorgesehen, wo ein Treff- und Suchbuch ausgelegt werden wird. Es ist dort kein Sondertreffen der Turner an einem bestimmten Tag oder zu bestimmter Stunde geplant, aber die Möglichkeit geboten, sich mit Turnerfreunden schon von Hause aus oder an Ort und Stelle durch das Treffbuch zu verabreden.

Das ganze Deutschland soll es sein! Macht Euch zahlreich auf nach Berlin!

Silberhochzeit feierten am 17. März 1959 **Kurt und Christa Wiese** vom KMTV 1842 Kbg. Die Turnerfamilie hat diesem verdienten Turnerehepaar schriftlich und mit Blumen Glück und Segen für den weiteren gemeinsamen Lebensweg gewünscht. Solche und andere Jubiläen bitte ich mir rechtzeitig bekanntzugeben.

Das Bundesverdienstkreuz I. Klasse erhielt Turnschwester **Hertha Pech** (Danzig-Heubude) am 16. 2. 59 aus der Hand des Niedersächsischen Ministerpräsidenten Hellwege in einer Feierstunde im Gästehaus der Landesregierung zu Hannover. Hertha Pech ist stellv. Mitglied des Präsidiums des Bundes der Vertriebenen und Bundesvorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der vertriebenen Frauen, deren Gründerin sie ist. Durch die Verleihung sind ihre großen Verdienste auf sozialem und kulturellen Gebiet und ihr beispielhaftes selbstloses Wirken für das Wohl ihrer Mitmenschen von höchster Stelle anerkannt und gewürdigt worden.

Onkel Wilhelm

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hambug-Osdorf, Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Aus **Freudenau,** Kreis Plöhnen, Bezirk Zichenau, wird **Ursula Gruner,** geb. etwa 1941/42 in Freudenau, gesucht von ihrem Vater, Paul Gruner. Nachdem Ursula Gruner von ihrer Mutter, Großmutter und ihrem Onkel getrennt wurde, kam sie unter dem Namen Ulla Gröner zu einer Familie Anton und Wladyslawa Zielinski in Freudenau, Kreis Plöhnen, in Pflege und wurde in dieser Familie Hania genannt. 1948 wurde das Kind mit einem Auto abgeholt und kam zunächst in den Kreis Plonsk und später in ein Kinderheim nach Warschau.

Aus **Ortelsburg,** Erich-Koch-Straße 3, werden die Geschwister **Reinhold Konegen,** geboren 1933, und **Ruth Konegen,** geboren 1938, gesucht. Sie kamen auf einem Lastkraftwagen 1945 bis Groß-Blumenau, Kreis Samland, und gerieten dort in Kampfhandlungen.

Aus **Kybarti / Litauen** wird **Martin Hube,** geb. 10. 10. 1938 in Kybarti/Litauen, gesucht von seinen Eltern Martin Hube, geb. 10. 7. 1913, und Jeny Hube, geb. Scherschinski, geb. 20. 7. 1919. Martin Hube erkrankte auf der Flucht 1945 an Scharlach und wurde in eine Kinderklinik in Stargard/Pommern eingeliefert.

Aus **Stablack,** Krs. Preußisch-Eylau, werden die Kinder **Wolfgang Kalinna,** geb. 30. 8. 1942, und **Klaus-Dieter Kalinna,** geb. 12. 11. 1939, sowie deren Mutter, Frau Erna Kalinna, und deren Großmutter Frau Anna Auguste Klaws, gesucht. Frau Kalinna kam mit ihrer Mutter und den Kindern bis in die Gegend von Elbing.

Aus **Waldau,** Kreis Samland, werden die Geschwister **Gerhard Karsties,** geb. 26. 9. 1939 in Waldau, und **Rudolf Karsties,** geb. 24. 11. 1941 in Waldau, gesucht von ihrer Tante Anna Bendig, geb. Karsties, geb. 8. 1. 1903. Rudolf Karsties soll am 28. Oktober 1947 mit einem Kindertransport nach Pasewalk gekommen sein.

Aus **Landsberg,** Kreis Preuß.-Eylau, wird **Kurt Liedtke,** geb. 8. 7. 1944, gesucht. Kurt Liedtke soll sich Anfang 1945 in einem Säuglingsheim in Pillau befunden haben.

Aus **Ebendorf,** Kreis Ortelsburg, wird **Erika Rachny,** geboren 8. 12. 1940, gesucht von ihrer Mutter, Charlotte Rachny, geb. 12. 11. 1904. Erika befand sich mit ihrer Schwester Edith Rachny, geb. 30. 4. 1925, auf der Flucht. Sie kamen bis Danzig und wollten im Februar 1945 zusammen mit ihren Verwandten auf einem Schiff Danzig verlassen.

Aus **Königsberg-Lauth,** Luisenallee 76, werden die Brüder **Karl-Heinz Ruhnke,** geb. 10. 4. 1932 in Königsberg, und **Wolfgang Ruhnke,** geb. 26. 7. 1933 in Königsberg, gesucht von ihrem Vater, Hans Ruhnke, geb. 31. 1. 1903 in Königsberg.

Aus **Worienen,** Kreis Preuß.-Eylau, wird **Annemarie (Anni) Sommer,** geb. 21. 6. 1933, gesucht. Das Mädchen wurde am 10. 2. 1945 frühmorgens in Eichen/Ostpreußen während einer Rast durch Artilleriebeschuß am Kopf verwundet und soll von Soldaten nach einem Verbandsplatz gebracht worden sein.

Aus **Allenstein,** Lutherstr. 6 b, wird **Horst-Joachim Rüdiger Szimanski,** geb. 26. 9. 1942 in Berlin, gesucht von seinem Vater, Hans Szimanski. Anfang Mai 1945 kam der Knabe nach dem Tode seiner Mutter in das Kinderheim Allenstein, Schanzenstraße. Von dort soll er entweder in ein Kinderheim nach Grislienen oder Dietrichswalde, Krs. Allenstein, gekommen sein.

Aus dem Krankenhaus **Soldau,** Kreis Neidenburg, wird **Rosemarie Schulz,** geb. 24. 12. 1940, gesucht von ihrer Stiefmutter, Regina Schulz, geb. 25. 6. 1918. Rosemarie erkrankte auf der Flucht an Scharlach und wurde im Jahre 1943 in das Krankenhaus in Soldau eingeliefert.

Aus **Birken,** Kreis Insterburg, wird Arno Dittmeyer, geboren am 8. September 1942 in Birken, gesucht von seiner Mutter Frieda Dittmeyer geborene Kaufmann, geboren am 1. Dezember 1907. Das Kind ist bis Juni 1947 im Waisenhaus in Preußisch-Eylau gewesen und anschließend drei Monate zur Erholung in Königsberg. Im Oktober 1947 soll es nach dem Westen ausgesiedelt worden sein.

Aus **Hohensalzburg,** Kreis Tilsit-Ragnit, wird Lothar Otto Scharnweber, geboren am 2. Februar 1943 in Goldap, gesucht von seiner Schwester Helga Scharnweber, geboren am 20. Januar 1936. Das Kind wurde wegen Mittelohrentzündung in das Krankenhaus Hohensalzburg, Kreis Tilsit-Ragnit, eingewiesen.

Aus **Klein-Schläfken,** Kreis Neidenburg, werden die Geschwister Ruth Godlinski, geboren am 8. Juli 1940 in Klein-Schläfken, und Helga Godlinski, geboren am 19. Januar 1934, gesucht von ihrem Vater Albert Godlinski, geboren am 2. April 1907. Die Geschwister Godlinski gingen ihren Eltern auf der Flucht verloren. Beide Kinder befanden sich zuletzt auf dem Wagen der Nachbarsfamilie Hugo Fritz, geboren am 3. März 1884, und Frau Karoline Fritz geborene Wunsch, geboren am 30. Januar 1890. Wer kann über den Verbleib der Geschwister Godlinski und der Familie Fritz Auskunft geben?

Aus **Königsberg,** Briesener Straße 35/37, werden die Brüder Norbert Pluskat, geboren am 4. Februar 1938, und Plaus Pluskat, geboren am 28. Dezember 1935, gesucht von ihrem Vater Kurt Pluskat, geboren am 4. Dezember 1906. Auch die Mutter der Kinder, Margarete Pluskat geborene Glagau, wird noch vermißt.

Aus **Königsberg,** Hans-Sagan-Straße 82—84, werden die Geschwister Gisela Böttcher, geboren am 27. oder 28. Februar 1938, und Joachim Böttcher, geboren am 16. Dezember 1934, gesucht von einer Verwandten, Frau Hertha Bubat. Die Mutter, Maria Böttcher gebor. Scheiba, geboren am 5. Juni 1902, wird ebenfalls noch gesucht.

Aus **Königsberg,** Löbenichtsche Langgasse 45, wird Heidrun Ziemba, geboren etwa 1944, gesucht von ihrer Schwester Roswitha Ziemba, geboren am 20. März 1938. Auch der Vater Erich Ziemba wird noch gesucht.

Aus **Königsberg,** Schindekopstraße 16, wird Elfrun Pentzek, geboren am 21. Juli 1936, gesucht von ihrem Vater, Dr. E. Pentzek. Der ältere Bruder, Helmut Pentzek, geboren am 11. Januar 1909, wird auch noch vermißt.

Aus **Königsberg-Spandienen 3,** Straße 1775, Nr. 16, werden die Geschwister Schröder, und zwar Wienfried, geboren am 2. Dezember 1942, und Günther, geboren am 14. Juni 1940, gesucht von ihrer Großmutter Wanda Jansen, geboren am 5. April 1894. Zusammen mit den Kindern wird auch die Mutter, Margarete Schröder geborene Jankowski, geboren am 2. März 1919 in Stuhm/Westpreußen, vermißt. Die Vermißten sollen sich auf der „Nettelbeck" befunden haben. Dieses Schiff ist Ende Januar-Anfang Februar 1945 bei Hela gestrandet.

Aus **Landsberg,** Kreis Preuß.-Eylau, Heilsberger Straße 208, werden die Geschwister Gerhard Bartel, geboren am 23. Januar 1939, und Hildegard Bartel, geboren am 10. Januar 1937, gesucht von ihrer Tante Berta Kehrick geborene Kreutz.

Aus **Rastenburg,** Bahnhofstraße 1, werden die Geschwister Vera Sankowsky, geboren am 22. September 1939 und Hans-Günther Sankowsky, geboren am 11. März 1933, gesucht von ihrem Vater Erich Sankowsky, geboren am 27. Juli 1900. Auch die Mutter der Kinder, Minna Sankowsky geborene Scheffler, geboren am 25. September 1911, wird noch gesucht.

Aus **Zinten,** Memellandstraße, wird Ulrich Gems, geboren am 2. Januar 1935, gesucht von seinem Vater Otto Gems, geboren am 4. Februar 1913.



Name: Buchwaldt
Vorname: Ingrid
geb.: 5. 8. 1942 in Königsberg
Augen: blau
Haar: dunkelblond

Das Kind kommt aus Königsberg. Die Mutter heißt Hildegard Buchwaldt, war gehörlos und soll kurz vor der Flucht geheiratet haben.
0227



Name: unbekannt
Vorname: vermutlich Helga
geb.: etwa 1939/40
Augen: blau
Haar: dunkelblond

Man fand das Kind in einem Lager in Dänemark. Es nannte sich selbst Helga. Das Kind stammt vermutlich aus Ostpreußen. Helga erzählt von einem Brüderchen, das noch im Kinderwagen lag. Durch Beschuß wurde Helga wahrscheinlich von der Mutter getrennt. Der Vater soll sie auf der Flucht nur ein kurzes Stück begleitet haben.
1946

Wehrmachtsangehörige aus Ostpreußen

Heimkehrer haben beim Suchdienst Aussagen über ehemalige Wehrmachtangehörige gemacht. Die Familien dieser von Heimkehrern gemeldeten Männer und Frauen konnten bisher nicht ermittelt werden. Erkennen Sie aus den nachstehend aufgeführten Personalangaben einen der Vermißten und können Sie Auskunft über dessen Angehörige geben? Für jeden der aufgeführten Namen liegt eine Nachricht vor. Helfen Sie uns, die Angehörigen ausfindig zu machen. Jede zutreffende Mitteilung von Ihnen bedeutet ein geklärtes Vermißtenschicksal! Geben Sie Ihren Hinweis zur Auffindung der Angehörigen bitte unverzüglich unter Bezugnahme auf die Befragungsnummer dieser Liste (jeweils am Ende der Schuanzeige) an das Deutsche Rote Kreuz, Suchdienst München, Rundfunkauskunft, München 13, Infanteriestraße 7 a.

Allenstein: die Angehörigen von **Bruno Krüger,** geb. etwa 1925, ledig, Gefreiter, gefallen April 1945 bei Trautenau, B/12504.

Klein-Barwenn: die Angehörigen von **Michael Rankuttes,** Geburtsdatum unbekannt, gefallen im April 1945 bei Königsberg, B/12499.

Elbing oder Umgebung: die Angehörigen von **Eisenblätter,** Vorname unbekannt, geb. etwa 1900/08, verheiratet, Obergefreiter bei der Feldpostnummer 37958 E, B/12590.

Gumbinnen: die Angehörigen von **Erich Wannagat,** geb. etwa 1923, Melker, Angehöriger der Feldpostnummer 41075 A, B/12521.

Heiligenbeil: die Angehörigen von **Werner Hofmann,** Geburtsdatum unbekannt, Stabsgefreiter bei der Feldpostnummer 39103, B/12312.

Sensburg: die Angehörigen von **Ewald Lemke,** geb. etwa 1927, ledig, Friseur, Grenadier bei der Feldpostnummer 04184 D, B/12497.

Seewalde: die Angehörigen von **Friedel Blunk,** Geburtsdatum unbekannt, Angehöriger der Stabskompanie Panzergrenadier-Ersatz-Bataillon 413, B/12500.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Mild,** Vorname und Geburtsdatum unbekannt, Oberleutnant bei einer Flak-Einheit, B/12863.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Karl Piela,** geb. etwa 1920, ledig, Obergefreiter, gefallen Februar 1945 in Wien, B/12623.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Rosen,** Vorname unbekannt, geb. etwa 1918, SS-Obersturmführer bei der Feldpostnummer 43115, B/13160.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Bauer,** Vorname und Geburtsdatum unbekannt, Rottenführer bei der Feldpostnummer 33876, B/12509.

Danzig: die Angehörigen von **Bote** oder ähnlich, Vorname unbekannt, geb. etwa 1929, Grenadier bei dem Infanterie-Regiment 9, A/25 318.